

MAGAZIN FÜR ENGAGIERTE KATHOLIKEN

Mai-
Juni 2025

Gemeinde *creativ*

INTERVIEW

Tobias Haberl
„Unter Heiden“

SCHWERPUNKT

Nachfolge und
Glaubenspraxis

KÖNNEN WIR ÜBER UNSEREN GLAUBEN

Sprechen?

Informationen

- 4 Was bedeutet uns Gott?
- 6 Alles beginnt mit einer Ahnung...

Meditation

- 8 Wenn es plötzlich ganz still wird
Von Florian Schuppe

**Zusatz-
informationen zu
den Beiträgen in dieser
Ausgabe wie Links oder
Literaturhinweise** finden Sie
auf unserer Homepage
www.gemeinde-creativ.de
stets beim jeweiligen
Artikel.



FOTO: PRIVAT



FOTO: SURACHAT / ADOBE STOCK

Schwerpunkt: Glaubenskommunikation

- 10 Helden der Nächstenliebe
Von Gabriele Denner
- 14 Vertrauen, Liebe, Hoffnung
Von Ursula Diewald
- 16 Heute über den eigenen
Glauben sprechen
Von Wolfgang Stöckl
- 18 Jüngerschaft
„von Anfang an“
Von Johannes Bremer
- 20 „Warum soll ich denn an
Gott glauben?“
Von Tom Pinzer
- 22 Meiner Kirche ist es nicht
egal ...
Von Michaela Wuggazer
- 24 Manche erleben, wie die
Wut gärt
Von Pat Christ
- 26 „Menschen stärken,
damit Glaube vor Ort
lebendig bleiben kann“
Von Anton Cuffari
- 27 Wie den Glauben heute
weitergeben?
Von Rudi Schmidt
- 30 ...meinen Glauben hatte
ich nie verloren!
Von Richard Kick

Ökumene

- 28 Weiterglauben
Von Sarah Weiß

Katholisch in Bayern und der Welt

- 31 Neuwahlen im Landeskomitee
Von Hannes Bräutigam
- 34 Begeistert sein
Interview mit Hermann Sollfrank
- 35 Anders gedacht
- 36 Cartoon
Von Thomas Plafsmann

32

Aus dem Landeskomitee
„Keine Zuschauer,
sondern Mitgehende!“

„Menschen wollen echte Geschichten“

Was bedeutet es, als Laie Zeugnis vom Glauben abzulegen? **Tobias Haberl**, Journalist und Autor, erklärt im Gespräch mit **Gemeinde creativ**, warum er „unter Heiden“ lebt, wie er die katholische Kirche erlebt und warum gerade heute ein selbstbewusstes Bekenntnis notwendig ist.

Impressum

Alle Autorinnen und Autoren erreichen Sie über die Redaktion. Namentlich gezeichnete Artikel geben nicht unbedingt die Meinung der Redaktion wieder. Abdruck ist nach Rücksprache mit dem Landeskomitee möglich. **Gemeinde creativ** bemüht sich um eine Sprache, die niemanden ausgrenzt und alle Geschlechter anspricht. Wenn das einmal nicht gelingt, bitten wir um Nachsicht. **Gemeinde creativ** wird auf nachhaltigem Papier gedruckt.

Herausgeber und Verleger:

Landeskomitee der Katholiken in Bayern
vertreten durch Dr. Alexandra Hofstätter,
Geschäftsführerin

Redaktionsleiter: Dr. Hannes Bräutigam
Abo-Service und Vertrieb: Waltraud Keller

Kontakt:

Landeskomitee der Katholiken in Bayern
Schäfflerstraße 9 | 80333 München
Telefon: 089 2137 77331
E-Mail: gemeinde-creativ@landeskomitee.de

Druck: Gebr. Geiselberger GmbH
Martin-Moser-Str. 23 | 84503 Altötting

Satz und Layout: Miriam Hase, München

Erscheinungsweise:

6 Ausgaben pro Jahr.
Jahresabonnement kostenfrei bestellbar unter
www.gemeinde-creativ.de.
Kündigungen jederzeit möglich.



FOTO: DANIEL KÖBERLE

Habt Mut!

Liebe Leserin, lieber Leser,

„Warum glaubst du noch an Gott? Warum bist du noch in der Kirche?“ Diese Fragen hören viele Engagierte immer öfter – nicht nur aufgrund von Missbrauchsskandalen oder Reformdebatten, sondern grundsätzlich. Um auf diese Fragen angemessen antworten zu können, ist Rüstzeug gefragt. Dazu soll diese Ausgabe dienen. Wie lässt sich heute unser Glaube noch glaubwürdig vertreten?

In Projekten wie „nicht egal“ zeigt sich, wie wertvoll es ist, auf die Zweifel, Fragen und Hoffnungen der Menschen einzugehen und ihnen zuzuhören. Dieses offene Gespräch hilft dabei, die eigene Glaubensgrundlage besser zu verstehen und überzeugender darzustellen.

Dabei wird deutlich: Der Glaube lässt sich nicht einfach logisch beweisen. Vielmehr bewährt er sich im praktischen Handeln, in konkreter Nächstenliebe und gelebter Solidarität. Gerade heute, wo ethische Verantwortung höher bewertet wird als rein logische Argumente, eröffnet dies große Chancen, den Glauben glaubwürdig und nachvollziehbar zu machen.

Zugleich ist es notwendig, den Glauben nicht nur auf soziale Aktivitäten zu beschränken, sondern auch mutig von der Hoffnung auf Erlösung und vom ewigen Leben zu sprechen. Glaube braucht authentische Zeugnisse und persönliche Geschichten, die zeigen, dass er Halt und Orientierung bieten kann – auch und gerade in Zeiten der Unsicherheit.

Besonders wertvoll sind dabei ehrliche Gespräche. In solchen Begegnungen zeigt sich, dass Glaube weder perfekt noch unerschütterlich sein muss, um glaubwürdig zu sein. Viel wichtiger ist es, authentisch, offen und verletzlich zu bleiben. Und dafür braucht es Räume, Gesprächsräume, Debattenräume, Gespräche da, wo die Menschen sind. Vielleicht ist auch schon der Begriff „Glaube“ schwierig im Gespräch und unzureichend für



die Beschreibung christlich-religiöser Überzeugungen. Zu verlockend ist es, „Vernunft“ oder „noch bei Verstand“ als Alternative zu „Glaube“ ins Spiel zu bringen. Dabei glaubt jeder Mensch an etwas. An deutschen Bahnhöfen scheint „Glaube“ derzeit am meisten verbreitet zu sein, oder wann *glauben* Sie, dass Ihr Zug kommt? Unverfänglicher erscheint dagegen der Begriff „Spiritualität“. Doch auch spirituelle Angebote werden schnell langweilig, wenn sie nicht stark personalisiert sind. Und sie haben eine Rede von Gott nicht nötig. Wie auch immer – es geht letztlich darum, den Mut zu haben, über den Glauben zu sprechen – und zwar nicht belehrend, sondern persönlich und aus Überzeugung. Nur so kann Glaube neu entdeckt, tiefer verstanden und glaubwürdig vermittelt werden. Der Weg dazu liegt im offenen Dialog und im ehrlichen Teilen dessen, was uns trägt und bewegt.

Viel Freude beim Lesen und gute Anregungen für Ihre kirchliche Arbeit wünscht Ihnen

Hannes Bräutigam

Hannes Bräutigam
REDAKTIONSLEITER

Friedens(t)räume –
Engagement über das
Friedensjahr hinaus



FOTO: EJB

Das ökumenische *Friedensjahr Friedens(t)räume* endete im November 2024, doch das Engagement für Frieden geht weiter. Die Evangelische Jugend in Bayern (EJB) und der Bund der Deutschen Katholischen Jugend (BDKJ) Bayern laden dazu ein, weiterhin Räume für Dialog, Gebet und Aktionen zu schaffen. Verschiedene Materialien stehen zur Verfügung, darunter die *Toolbox Friedens(t)räume* mit Impulsen, Andachten und Methoden für die Jugendarbeit. Zudem können physische Friedens(t)räumeboxen mit weiterem Material bestellt werden. Die Initiatoren betonen, dass Frieden aktive Gestaltung erfordert – im gesellschaftlichen Zusammenleben und angesichts globaler Herausforderungen. Das Friedensjahr war ein Impuls, der weiterwirkt – durch bewusste Reflexion und konkrete Aktionen. (pm)

Miteinander vernünftig im Dialog bleiben

Was bedeutet uns Gott?

Im kirchlichen Ehrenamt, in Räten und Gremien – Aktive erleben mitunter kritische Anfragen, die nicht mehr nur auf den Missbrauchsskandal oder Reformdebatten zielen, sondern auf die tragende Mitte ihres Engagements: Wie kann man heute an Gott glauben?

Von Stephan Mokry

Referent für Theologische Erwachsenenbildung der Domberg-Akademie, Freising

Viele erfahren sich in einer Rechtfertigungssituation und fragen, wie sie antworten können. Die Reihe „GOTT.neu.denken“ der Domberg-Akademie des Erzbistums München und Freising gibt Raum, über Gott nachzudenken und so eine gute Gesprächsgrundlage zu erhalten, auch um über das eigene Engagement begründet auskunftsfähig zu sein – eine Herausforderung übrigens, die so ähnlich schon am Anfang des Christentums bestand.

Denn was die Christen glauben, ist schon seltsam: ein Gott, der Mensch wird und stirbt. Für die antike Mainstream-Weltanschauung gebildeter Kreise waren zentrale christliche Überzeugungen völlig unvernünftig, sie widersprachen der gängigen Vorstellung von einem Gott, der ewig, unteilbar und unveränderlich ist. Daher suchten ab ca. 100 n. Chr. christliche Denker nach einer Verständigung, um ihren Glauben als vernünftig darzulegen und anknüpfungsfähig an die damalige Umwelt zu machen. In der Folge entwickelten sich theologisches Denken und in etwa 300 Jahren eine komplexe Gotteslehre, wie sie in den frühen Ökumenischen Konzilien formuliert wurde.

Aus der Philosophie der Zeit stammen die Begriffe, die einen Gott in drei Personen bei gleichbleibender Wesenheit „denkbar“ machen, der sich in seinem Sohn offenbart, der zwei Naturen hat (wahrer Mensch und wahrer Gott zugleich). Das Bemühen um Verständigung war ein wichtiger Baustein, damit sich das Christentum ausbreiten konnte. Natürlich gab es in der weiteren Ent-

wicklung Höhen und Tiefen, aber die Frage nach einem Gott als Ursprung der Welt stand über Jahrhunderte nie wirklich zur Debatte, obwohl die Gottesfrage das Weiterdenken stimuliert: Wer oder was ist dieser Gott? Wie ist das Leid auf der Welt und die



Die Frage nach Gründen für die christliche Hoffnung ist nicht neu, sie steht schon im 1. Petrusbrief. Und sie bleibt heute aktuell mehr denn je.

Endlichkeit zu verstehen? Wer ist dieser Gott für mich?

Doch mit dem technischen Fortschritt und der denkerischen Emanzipation des Menschen im 18. und 19. Jahrhundert wurden die Fragen bohrender – und die Konsequenzen härter: Insofern etwas nicht messbar ist, gibt es das nicht. Für die Gottesfrage ist das eine große Herausforderung, da die dominierende zeitgenössische Mainstream-Weltanschauung seither stark naturwissenschaftlich geprägt ist. Der Gottesglaube ist erneut unter speziellem Begründungsdruck, an Gott zu glauben ist durchaus mit Rechtfertigungsdruck verbunden: und das heißt oft auch Rechtfertigung fürs eigene kirchliche Engagement. Die überall auf der Welt stattfindenden Säkularisierungsprozesse spielen auch vor Ort eine Rolle.

Der Pastoraltheologe Jan Loffeld hat mit seinem Buch *Wenn nichts fehlt, wo Gott fehlt* jüngst ein weiteres Ausrufezeichen gesetzt. Behauptete man aus christlicher Sicht bisher gerne, dass Menschen, die nicht an Gott glauben, etwas fehlt, so zeigen Studien: diesen Menschen fehlt laut ihrer Aussage nichts, sie versuchen ein gelingendes Leben im Rahmen allgemeingültiger humaner Werte zu realisieren. Hat der Gottesglaube als Sinnhorizont und Motivationsgrund ausgedient? Zugespitzt: Warum investiert man Zeit und Kraft in ein kirchliches Ehrenamt? Inwiefern ist der Glaube persönlicher Antrieb? Wie kann das anderen verständlich gemacht werden?

Daher regt die Domberg-Akademie des Erzbistums München und Freising seit 2016 mit der von Direktorin Dr. Claudia Pfrang entwickelten Reihe „GOTT.neu.denken“ an, die Gottesfrage im Licht der gedanklichen Reflexionen und Konzepte der Gegenwart neu zu durchdenken und für sich zu erschließen und neben der Theologie mit der Philosophie, Soziologie, Psychologie und den Naturwissenschaften in Berührung und ins Gespräch zu bringen. Es lohnt sich, in den gegenwärtigen Transformationsprozessen (auch im Glauben) vorurteilsfrei neue Ansätze mit interessierten Menschen, egal ob aus der Kirche oder anderen Zusammenhängen, zu diskutieren.

Viele Teilnehmende kommen aus pfarrlichem oder verbandlichem Background, weil sie erleben, wie Menschen nicht nur mit der Institution Kirche hadern, sondern ihren Gottesglauben verlieren (und man selbst eventuell auch hin und wieder mal Zweifel verspürt). Oft erfahren sie nicht, dass diese Situation als „Zeichen der Zeit“ angesichts der vielen sonstigen Herausforderungen im pastoralen Kontext vor Ort ausreichend ernstgenommen wird.

Doch dürfte die Zukunft von Kirche, Christentum und Glaube daran hängen, was Gott für einen selbst und vor allem auch die anderen, suchenden und zweifelnden Menschen bedeutet – und wie man denkerisch verantwortet darüber miteinander im Dialog bleibt. Wenn nicht jetzt, wann dann sollte es heißen: GOTT.neu.denken?

„Hab Mut, steh auf!“ – Kampagne zum Katholikentag 2026 gestartet

Mit einer eindrucksvollen Aktion auf der Alten Mainbrücke in Würzburg wurde am 17. März 2025 die Werbekampagne für den 104. Deutschen Katholikentag 2026 vorgestellt. Im Mittelpunkt steht das Leitwort „Hab Mut, steh auf!“, das nun in einer dynamischen Gestaltung in der Öffentlichkeit sichtbar wird.

Die Kampagne setzt auf starke Symbole: kursive Lettern für Bewegung, Pfeile für Aufbruch, ein auffliegender Vogel für Hoffnung. Entwickelt von der Agentur KD1, soll das Design zur aktiven Teilnahme ermutigen. Bischof Franz Jung betonte die Verbindung zur Würzburger Glaubensstradition – Mut und Zeugnis gehören zusammen.



Bis zum Katholikentag im Mai 2026 wird das Motto bundesweit präsent sein. Plakate, Social Media und Veranstaltungen machen es erlebbar. Ziel: Menschen motivieren, sich einzumischen und für eine offene Gesellschaft einzutreten. Jetzt heißt es: Mitmachen, aufstehen, Zeichen setzen! (pm)



FOTO: DOMBERG AKADEMIE

FOTO: DANIEL SCHWARZ

Mit MumM!: Durchstarten in Bayern

Gut ausgebildet, aber beruflich noch nicht angekommen? Das Projekt MumM! – „Mentorinnen unterstützen motivierte Migrantinnen“ – hilft qualifizierten Frauen mit Flucht- oder Migrationserfahrung in Ingolstadt beim Einstieg in den deutschen Arbeitsmarkt. Davon können Frauen und der Fachkräftemarkt in Bayern profitieren. „Viele Migrantinnen arbeiten unterhalb ihrer Qualifikation“, betont Rita Schulz, geschäftsführende Vorständin vom katholischen Frauenfachverband IN VIA Bayern. Das Wertebündnisprojekt MumM! fördert deshalb die berufliche Integration zum einen über Workshops und Informationsveranstaltungen. Es vernetzt die Teilnehmerinnen aber auch mit erfahrenen Mentorinnen, die mit Know-how, Tipps und wertvollen Kontakten unterstützen. Ein Erfolgsbeispiel ist Ingrid von Schiller: Die studierte Politik- und Volkswissenschaftlerin fand über MumM! eine Anstellung bei der Stadt Ingolstadt. Außerdem setzt sie ihre Erfahrungen ein, um das Nachfolgeprojekt von MumM! mitzugestalten – und übernimmt, sobald die Finanzierung gesichert ist, dessen Leitung. (ab)

FOTO: ANNETTE BIBER



Preis für die Mutmacherinnen von MumM!: Das Projekt wurde beim Bayerischen Integrationspreis 2024 mit dem dritten Platz ausgezeichnet. Das Foto zeigt die bisherige Leitung Marina Jaciuk (im Bild rechts) und Ingrid von Schiller (links).

Taufkurse für Erwachsene

Alles beginnt mit einer Ahnung...



Der Entschluss: „Ich möchte Christin oder Christ sein“ steht am Anfang eines Taufkurses, am Ende die feierliche Aufnahme in die Gemeinschaft der Getauften.

Irgendwann und irgendwo beginnt in einem erwachsenen Menschen der Gedanke aufzugehen, dass es einen Gott geben könnte und dass es der Gott Jesu Christi sein könnte. Diese ersten Anstöße haben sehr viel mit persönlichen Fragen und Wegen zu tun. Dann möchte man mehr wissen.

Von Thomas Hürten

Fachreferent für Glaubensorientierung der Erzdiözese München und Freising

Hilfreich sind glaubwürdige Christinnen und Christen auch da schon, ohne dass sie argumentieren, einfach weil man weiß, dass sie Christen sind und man sie für vernünftig und sympathisch hält. Sie halten die Möglichkeit offen, dass es Gott geben könnte. Die Stille offener Kirchen ist hilfreich, die Majestät heiliger Räume und der Musik ganz besonders, die Zeugnisse des Glaubens, auch in Form von Flurprozessionen und -kreuzen, gute Literatur, die die Frage des Todes und einer möglichen Hoffnung darüber hinaus nicht ausklammert, und immer wieder gelebte Caritas, historisch auch in den Werken von heiligen Frauen und Männern greifbar. Gott gründet, lange bevor Menschen uns

erreichen. In all diesen Kontexten wird der Glaube eher gegründet oder findet sich gegründet als begründet. Taufkurse ernten, wo Gott durch andere gesät hat.

.... DANN BEGINNT DIE SUCHE.

Wer über Gott mehr wissen möchte, muss sich über Literatur, (Autorenempfehlung: Pfarrer Ulrich Lüke), Internetquellen oder Gespräche mit Seelsorgerinnen und Seelsorger nähern, auch über die offenen Gottesdienste und Bibelgespräche, und wer es nicht ausschließt, die Taufe zu empfangen, der sucht in seiner Pfarrei oder an der Glaubensorientierung der Erzdiözese München und Freising in der Münchner Innenstadt in St. Michael nach einer Taufvorbereitung.

In der zentral gelegenen Stelle, sozusagen an der Schnittstelle zwischen dem Ordinariat des Erzbis-

tums und den Jesuiten in St. Michael, gibt es die Möglichkeit, sich in einem von November bis zum Pfingstfest erstreckenden Taufkurs vorzubereiten. Tauftermin ist die Osternacht und der Samstag vor dem Weißen Sonntag. Bis Pfingsten 2025 besuchen 30 Menschen diesen Taufkurs.

GOTT SUCHENDE

Einige wenige darunter sind Flüchtlinge, die nach ihren Heimatländern auch den Islam verlassen wollen, und für die das katholische Christentum eine neue Heimat werden soll, freier als die alte Heimat (gerade für Frauen), international und immer noch so verbindlich in der persönlichen Religionsausübung, dass es Gottesdienst, Gebet, Gebote und Riten und Hingabe als Kern der Botschaft kennt. Mehr Menschen kommen allerdings aus dem Fernen Osten, aus China, Korea und Japan, meist Studierende, die im Christentum auch den Kern abendländischer Kultur sehen. Viele andere sind aus dem Westen wie dem Osten unseres Landes. Die aus dem Osten kommen oft, weil sie ihre religiöse Heimatlosigkeit überwinden wollen, und mit dem Gedanken, man hätte ihnen etwas vorenthalten. Sie haben sich im sogenannten Westen einen Sitz im Leben geschaffen und die Leiter selbst gesetzter Ziele erklommen wie Familie, Haus, Arbeitsposition. Da stellt sich die Frage, wer denn diese Leiter hält, und was geschieht, wenn man von ihr fällt. Sinnfragen brechen auf – wie überhaupt bei vielen, die Studium, Ausbildung oder erste Berufsjahre hinter sich haben und aus dieser Atemlosigkeit erwachen. Aus dem Westen erreichen uns jetzt immer öfter Menschen, die aus christlichen Familien stammen, aber zum Beispiel wegen Konfessionsverschiedenheit der Eltern als Kleinkinder nicht getauft wurden. Sie sind nun erwachsen und wählen jetzt bewusst Konfession und Religion. Eine andere größere Gruppe ist ihr ähnlich, hat aber die Taufe schon empfangen und wird nur noch gefirmt. Sie fanden aber nie oder verloren ihre Glaubenspraxis, sind meist Mitt- oder Endzwanziger, nach Ausbildung und Studium, und sagen: Ich möchte Christin oder Christ sein, und ich will es katholisch sein. Das sind etwa 70 Personen im Jahr, die hier vorbereitet

werden. Die Zahlen steigen derzeit im Taufkurs um 100 Prozent an, in den Firmkursen um 40 Prozent. Aber ob das schon ein Trend ist oder nur ein Phänomen, muss sich erst zeigen.

GLAUBEN, DASS GOTT WIRKLICH IST

Wir Christen denken unsere Religion oft defensiv, als müsse sie sich begründen und beweisen können. Und schon ist in diesem Gedanken die Überforderung angelegt. Wir trauen uns das nicht zu und betrachten den Glauben wie ein privates Hobby. Aber wenn Gott ist, ist er kein Hobby. Und auch der Atheismus ist gewissermaßen nur ein Glaube und hat darum am Zweifel Anteil. Gibt es Gott wirklich nicht? Was, wenn doch? Wir denken in Lagern und sehen bedrückt auf das immer kleiner werdende eigene Lager. Und irren uns. Denn beide Lager sind nicht stabil. Das eigene hat deutliche Schwächen, was die Fähigkeit angeht, begründen zu können, warum und was es glaubt. Das andere darf aber auch als die Gruppe der vielleicht noch nicht Glaubenden angesehen werden. Denn es hat in Teilen Zweifel an seinem Zweifel. Tatsächlich sind alle in Bewegung auf Gott zu und wissen es lange nicht, oder von Gott weg, und wissen es lange nicht. Damit, dass Gott sich auch auf uns zubewegt, rechnen wir noch viel zu wenig.

Das jedenfalls ist so etwas wie die Lehre aus der Arbeit vor Ort. Für Gott ist nichts unmöglich.



Im sichtbaren Zeichen des Übergießens mit Wasser wird deutlich, dass nun ein Neubeginn im Leben eintritt, ein Zeugnis der Bejahung der Beziehung von Gott und Mensch.

Currywurst im Himmel

Morgens um 9:30 Uhr. Schnell die rote Nase aufgesetzt. Auf dem Weg in die Senioren- und Demenzzentren und in die Hospize folgen sie dem Auftrag ihres Herzens. Im Schlepptau des alten Koffers haben sie wunderschöne Begegnungen mit Menschen, die sie mitnehmen in die Welt der Gesundheitsclowns mit ihren großen und kleinen Wundern. Dabei wissen sie nie, was auf sie zukommt:

Freude, Leid, Überraschung und Staunen. Katrin Jantz und Hanna Münch stauen immer wieder selbst über das, was ihnen in ihrem Beruf widerfährt. In ihrem Buch berichten sie von ihren Entdeckungsreisen mit den Bewohnerinnen und Bewohnern zu den aufregendsten Orten des Lebens, zu Abenteuern, aber auch zu den tiefen, ruhigen Momenten, in denen Äußerlichkeiten keine Rolle mehr spielen.

Den Titel für ihr Buch schenkte ihnen eine 103-jährige Dame auf der Demenzstation, als sie im Sterben lag, nach oben blickte und plötzlich voller Inbrunst diesen Satz sagte: „Hoffentlich gibt's da oben Currywurst und Kuchen“. Darin gibt es fast vergessene Lebensgeschichten, die wahre Schätze beinhalten. Erstaunliches, Tiefsinniges, aber auch schreiend Komisches kommt zum Vorschein, mit den ehrlichsten Geschichten, die so nur das Leben schreiben kann. (hm)

*** Jantz, Katrin, Münch, Hanna (2024), Hoffentlich gibt's da oben Currywurst und Kuchen. 176 Seiten, Taschenbuch, Bonifatius, 18 EUR.**



FOTOS: ERZBISCHÖFliches ORDINARIAT MÜNCHEN UND FREISING

FOTO: BONIFATIUS

Wenn es plötzlich ganz still wird

Von Florian Schuppe

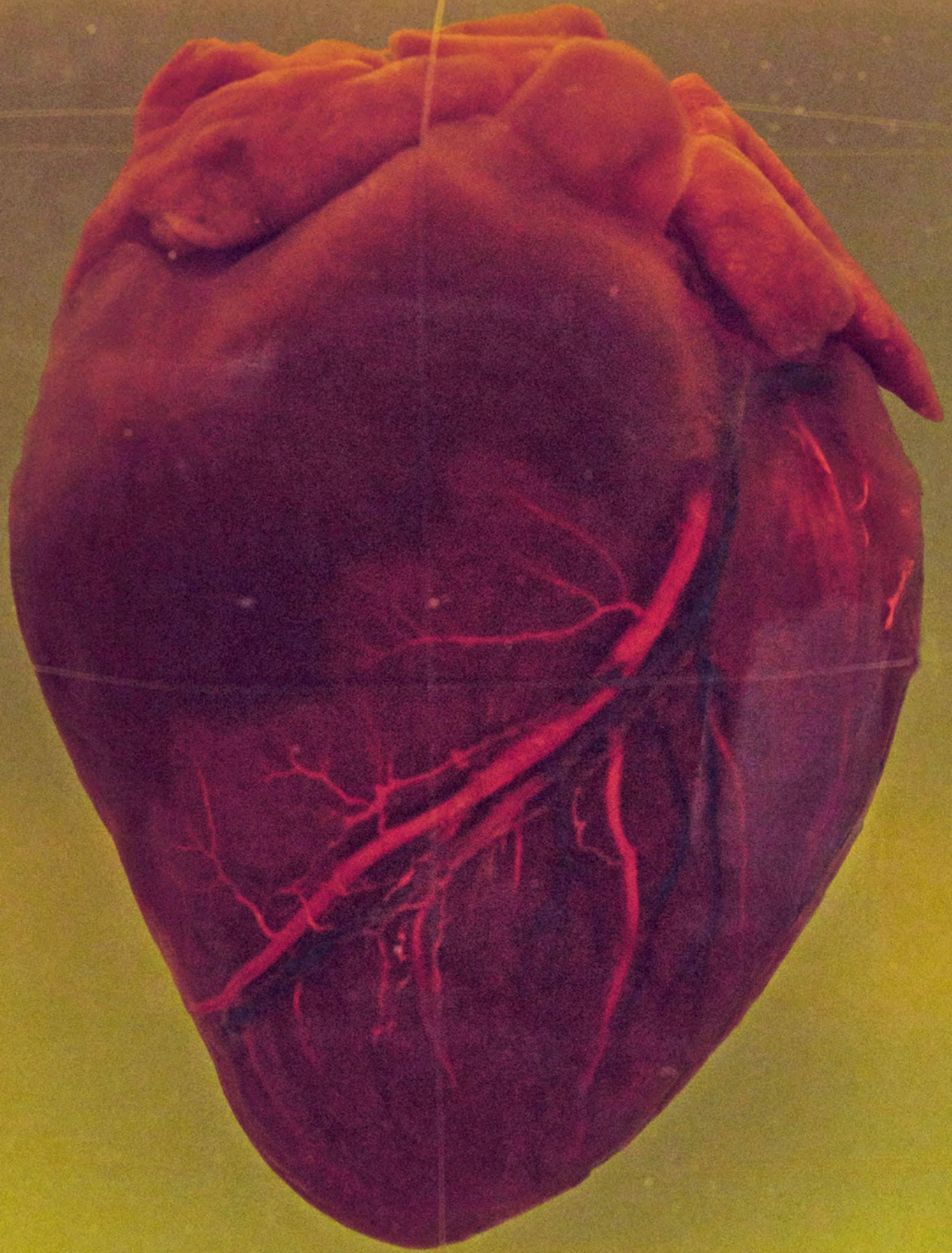
Gefühlt ist gerade unglaublich viel in Bewegung. So viele unklare Fragen, wie es weiter geht und was kommt: politisch, gesellschaftlich und auch innerkirchlich. Die Anspannung und Unsicherheit ist mit Händen zu greifen. Und auch das schafft wieder neue Unsicherheit und Anspannung. Ich spüre das in den Gesprächen, im Blick auf die Gesichter und an den Reaktionen in der Bahn. Anstrengend ist das.

Wie sehr spüre ich oft erst, wenn ich abends heimkomme und es still wird. Wie eine nachlaufende Welle erwischt mich dann manchmal die Anstrengung und Erschöpfung. Und füllt gerade die Räume, die doch Kraft und Ruhe schenken sollten. Dann habe ich zwar einen Freiraum und bin da, wo ich gerne bin, und bin doch noch wie verklebt von all dem. Und gerade, wenn ich alleine bin, kann es sein, dass es lange dauert. Bis ich mich wieder positiv spüre.

PASS AUF DEIN HERZ AUF

„Euer Herz lasse sich nicht verwirren“, sagt Jesus einmal (Joh 14,1). So einfach ist das manchmal gar nicht, wenn alle miteinander durchs Wirre gehen. In guten Momenten hilft mir, das bewusst zu machen. Es auszusprechen. Mir und anderen zu sagen, es ist und darf anstrengend sein. Pass gut auf dich und dein Herz auf.

Manchmal gelingt es mir – oft erst, nachdem die Erschöpfung da sein durfte, – dass ich dann mein Herz schlagen spüre. Unbeirrt nach vorne. Ganz selbstverständlich und gerade darin hoffnungsfroh. Viel mehr braucht es dann oft gar nicht.



Ehrenamtliches Engagement – mit und ohne Glaube an Gott

Helden der Nächstenliebe

Was wäre die Kirche, was wäre die Gesellschaft ohne das Engagement so vieler Frauen und Männer, Kinder und Jugendlicher? In den verschiedenen Gruppen in den Pfarreien, in Verbänden, Einrichtungen und Organisationen bringen sich Frauen und Männer unterschiedlichen Alters, Jugendliche und Kinder mit ihren Talenten – oder biblisch ausgedrückt mit ihren Charismen – ein und investieren freiwillig Zeit, Energie und Kreativität mit zum Teil großer Hingabe und hohem Engagement.

Von Gabriele Denner

Geschäftsführerin Diözesane Räte
der Diözese Rottenburg-Stuttgart

„Schafft euch ein Ehrenamt, ein unscheinbares, womöglich ein geheimes Ehrenamt. Tut die Augen auf und sucht, wo ein Mensch ein bisschen Zeit, ein bisschen Teilnahme, ein bisschen Gesellschaft, ein bisschen Fürsorge braucht. Vielleicht ist es ein Einsamer, ein Verbitterter, ein Kranker, ein Ungeschickter, dem du etwas sein kannst. Vielleicht ist's ein Greis, vielleicht ein Kind. Wer kann die Verwendungen alle aufzählen, die das kostbare Kapital, Menschen genannt, haben kann!“

Mit diesen Worten wirbt der Theologe und Mediziner Albert Schweitzer (1875–1965) für das Eh-

renamt. Zu Recht, denn das ehrenamtliche Engagement ist ein unschätzbare Reichtum für jeden Einzelnen, aber auch für das Gemeinwohl.

Das Gefühl, etwas Sinnvolles zu tun, ist dabei ein wesentlicher Schlüssel für den Einsatz, der auf materielle Gegenleistung wenig Wert legt. Für viele Menschen ist ehrenamtliches Engagement ein alltäglicher und sinnstiftender Bestandteil ihres Lebens geworden und von unschätzbarem Wert. Unsere Kirche und Gesellschaft wäre nicht nur um vieles ärmer, sie wäre herzlos und unmenschlich. Vieles würde es gar nicht geben, Kirche und Staat wären heillos überfordert, hierfür Ersatzleistungen einzubringen. Das ehrenamtliche Engagement ist im wahrsten Sinne

des Wortes *unbezahlbar* und von unschätzbarem Wert.

Dabei sind Länder, die stark im Ehrenamt sind, auch stark in ihrem Demokratieverständnis. Menschen setzen sich für ihre Sache ein und für das, was ihnen wichtig ist. Sie sind aktiv und bringen sich engagiert in Gesellschaft und Kirche ein und meist zum Wohle des Nächsten und vor allem im Sinne eines guten sozialen Miteinanders.

Gerade jetzt, wo der gesellschaftliche Zusammenhalt vor sehr großen Herausforderungen steht, sollten wir alles dafür tun, Maßnahmen und Aktionen zur Demokratieförderung und Demokratiestärkung zu unterstützen, anzugehen und weiter auszubauen.

ZWAR MIT VERÄNDERUNGEN, ABER DURCHAUS POSITIV

Die Bereitschaft, sich zu engagieren, ist nach wie vor groß und überaus positiv. In Deutschland nimmt die Zahl der Menschen, die sich freiwillig engagieren, laut Umfragen zu oder bleibt zumindest konstant.

Allerdings ändert sich die Art und Weise, warum und wie sich Menschen heute engagieren wollen. Eh-



renamtliche sind immer auch Kinder ihrer Zeit. Das, was wir heute als Engagement vorfinden, wurde durch unterschiedliche geschichtliche, politische und gesellschaftliche Entwicklungen strukturell geprägt.

GESCHICHTLICHE VERÄNDERUNGEN

Mit der Gründung der Vereine, auch mit den sozialen Reformen und Bewegungen Mitte des 19. Jahrhunderts, entstand das klassische, traditionelle Ehrenamt, quasi die „Version 1.0“. Dieser typisch deutsche Wurzelstrang hat ein Bild von Ehrenamt geprägt, das mit Amtlichkeit, gesellschaftlichem Ansehen und Staatsnähe, aber auch mit klaren Hierarchien verbunden ist. Es war und ist eine Ehre, ein öffentliches Amt auszuüben, quasi als „Ehrenbeamter“.

In den 1980er-Jahren wird diese Form zunehmend fraglich. Vieles ist im Wandel, die traditionellen Bindungen an Kirchen, Gewerkschaften oder Parteien nehmen ab. Den Menschen wird immer wichtiger, in allen Bereichen ihres Lebens mitzubestimmen, ihre eigenen Ideen zu entfalten und eine gute Balance von Eigennutz und Gemeinwohl zu finden. Neue Formen des ehrenamtlichen Engagements entstehen, auch im Sinne einer sogenannten „Selbsthilfebewegung“. Es entsteht ein „Engagement 2.0“.

Ende des 20. Jahrhunderts ändert sich der Blick auf die Bedeutung des Engagements für die Stärkung der Demokratie, für eine nachhaltige

Entwicklung, für den gesellschaftlichen Zusammenhalt und für die Daseinsvorsorge insgesamt. Mit dem neuen Begriff des „Bürgerschaftlichen Engagements“ (Engagement 3.0) wird zum einen die gesellschaftspolitische Bedeutung betont, zugleich die demokratischen Qualitäten hervorgehoben.

Seit einigen Jahren erleben wir einen erneuten Wandel zum Engagement 4.0. Das Engagement wird insgesamt vielfältiger. Auch die Veränderung der Arbeits- und Lebensbedingungen und die Prägung der Digitalisierung beeinflusst das zukünftige Engagement. Dabei geschieht Engagement längst nicht mehr ausschließlich im Großen, wie in Organisationen, Institutionen, Verbänden oder Vereinen, sondern eher projektbezogen, also zeitlich befristet und selbstorganisiert in autonomen kleineren Formen. Menschen kommen vermehrt direkt über ein Thema zum Engagement und weniger über die Organisation. Man möchte beteiligt werden und sinnvoll seine Fähigkeiten und Begabungen einbringen, um sich auch persönlich weiter entwickeln zu können. Das derzeitige Engagement ist somit ausgesprochen vielfältig, mitunter unübersichtlich und spannungsreich.

BUNT UND VIELFÄLTIG, OFFEN UND MENSCHENFREUNDLICH

So bunt und vielfältig die Menschen in ihren unterschiedlichen Lebensentwürfen sind, so reich und verschiedenartig ist auch ihr ganz individuelles Engagement.

Nicht die einzelnen Formen des Ehrenamts sollten dabei bewertet beziehungsweise auch abgewertet werden, entscheidend ist ihr Kern, jede einzelne gute Tat. Eine wertbezogene, offene und menschenfreundliche Kirche und Gesellschaft sollte diese Vielfalt nicht nur tolerieren, sondern Räume und Orte dafür bieten, um Breite und Weite im Engagement zuzulassen und zu ermöglichen.

Nach wie vor scheint die Suche nach ehrenamtlich Engagierten für zu erledigende Aufgaben oder zum

Das ehrenamtliche Engagement ist vielfältig und verändert sich. Was jedoch immer funktioniert, ist beispielsweise die Organisation eines Zeltlagers – mit oder ohne Gott.

Erhalt einer Organisation, einer Gruppe oder einer Sache im Mittelpunkt zu stehen. Bei diesem Ansatz besteht die Gefahr, dass Menschen ein Ehrenamt „bekleiden“, weil es gut aussieht, aber sie stecken selber gar nicht drin, es bleibt äußerlich und wird nicht zur gelebten Überzeugung.

BEGABUNG UND BERUFUNG FREI LEGEN

Was wäre, wenn die Perspektive dahingehend verändert werden würde, hin zu einer Haltung, die die ganz persönliche Begabung und das besondere Talent zum Vorschein zu bringen?

Es geht darum, tiefer zu durchdringen, was dem einzelnen Menschen geschenkt ist und wie er oder sie damit das Gemeinwohl bereichern kann. Denn von Anfang an bilden Gaben und Aufgaben ein Tandem. Wo beides zusammenkommt, erfährt sich der Mensch sinnerfüllt und überzeugend. Oder wie es Aristoteles formuliert: „Wo die Not dieser Welt deine Begabungen kreuzt, dort liegt deine Berufung.“

Eine derart entwicklungs offene Gesinnung ist allerdings nicht zum Nulltarif zu haben. Sie erfordert Mut und Risikobereitschaft oder – spirituell ausgedrückt – Gottvertrauen. Sie muss großzügig sein im Eröffnen von Möglichkeiten, damit Gaben nicht verborgen bleiben. Sie muss pragmatisch sein im Ausprobieren neuer Wege, damit Entdeckungsprozesse geschehen können.

Denn Ehrenamt hat zutiefst mit Nächstenliebe zu tun. Ehrenamtliche sind Helden der Nächstenliebe, sie geben die Hoffnung nicht auf, dass keiner in seiner Not allein bleiben muss, dass zum Leben viel mehr gehört, als voneinander nur Gewinn im materiellen Sinn zu erwarten.

Ehrenamtliche sind Helden der Weltliebe: Sie kümmern sich um die Natur, um ausgesetzte Tiere, um die politische Willensbildung, den gesellschaftlichen Fortschritt.

Ehrenamtlich Engagierte haben Ahnung – von den Dingen dieser Welt, vom Leben und vom Glauben. Sie setzen sich ein für eine menschenfreundliche Kirche und Gesellschaft, sie stehen auf, um miteinander Gegenwart, aber auch Zukunft zu gestalten.



„Menschen wollen echte Geschichten“

Was bedeutet es, als Laie Zeugnis vom Glauben abzulegen? Tobias Haberl, Journalist und Autor, erklärt im Gespräch mit *Gemeinde creativ*, warum er „unter Heiden“ lebt, wie er die katholische Kirche erlebt und warum gerade heute ein selbstbewusstes Bekenntnis notwendig ist.

Gemeinde creativ: Herr Haberl, Sie schreiben und sprechen in Ihrem Buch „Unter Heiden“ über Ihren Glauben. Was meinen Sie genau mit diesem Begriff?

Tobias Haberl: Der Titel ist natürlich bewusst provokant gewählt. Im klassischen Sinne waren Heiden ja gläubige Menschen, nur mit anderen Göttern. Ich meine heute damit jene, die mit dem Glauben nichts anfangen können. Viele Menschen in meinem Umfeld – ob Freunde, Kollegen oder Nachbarn – können nicht nachvollziehen, warum ich noch in der Kirche bin. Warum ich jeden Sonntag in die Messe gehe. Für sie ist das alles unbegreiflich. Der Begriff „Heiden“ hat für mich eine archaische Kraft, aber ich erkläre im Buch, dass ich damit niemanden abwerten will.

Es ist eher eine Momentaufnahme meiner persönlichen Situation: Ich lebe in einer Welt, in der der Glaube für viele nicht mehr zählt. Ich möchte zeigen, dass es möglich ist, dennoch an Gott zu glauben und dazu zu stehen. Ich will niemandem vorschreiben, was er zu glauben hat, aber ich finde es wichtig, dass der Dialog nicht abreißt, das sage ich auch oft bei meinen Lesungen. Der Begriff „Heiden“ fühlt sich für mich an wie ein Spiegel der Spannung, in der ich lebe.

Ihr Buch stößt auf viel Resonanz. Was bewegt die Menschen, die zu Ihren Lesungen kommen?

Viele Menschen kommen nach den Lesungen zu mir und sagen: „Danke, dass Sie das ausgesprochen haben.“ Es scheint ihnen Mut zu machen, dass jemand wie ich, ein Journalist

ohne theologischen Hintergrund, sich zu seinem Glauben bekennt. Sie erzählen mir oft, dass sie sich isoliert fühlen, fast wie auf einer schrumpfenden Eisscholle. Manche sagen, sie hätten sich angewöhnt, ihren Glauben im Geheimen zu leben, aus Angst vor Ablehnung. Das finde ich bedrückend.

Wie erklären Sie sich diese Unsicherheit?

Die Kirche hat durch die Missbrauchsskandale und ihre oft schwerfällige Kommunikation viel an Glaubwürdigkeit verloren. Viele winken einfach ab, wenn sich Vertreter der Kirche äußern, egal was gesagt wird. Da ist eine massive Skepsis. Ich glaube aber, dass genau deshalb Laien eine entscheidende Rolle spielen. Sie können eine Glaubwürdigkeit und eine Nähe vermitteln, die manchen Amtsträgern schwerfällt.

Bei meinen Lesungen erkläre ich oft: Wir sind die Kirche. Nicht nur die Bischöfe oder Priester, sondern alle Getauften tragen Verantwortung. Das wurde mir erst klar, als ich anfang, öffentlich über meinen Glauben zu sprechen.

Sie schreiben, dass die Kirche die Verbindung zwischen Gott und dem Guten wiederherstellen muss. Was meinen Sie damit?

Viele sehen in der Kirche nur noch eine Institution wie jede andere – wie ein Arbeitsamt oder einen Sportverein. Aber die Kirche ist doch mehr! Es geht um Erlösung, um die Hoffnung auf das ewige Leben, um Gott. Das betonen wir viel zu wenig. Die Kirche darf nicht nur moralische Appelle verkünden. Sie muss

ihre Botschaft, ihren Markenkern klarer formulieren: Es geht um die Hoffnung, dass es mehr gibt als diese Welt.

Ich erlebe, dass viele Menschen den Glauben darauf reduzieren, etwas Gutes zu tun oder solidarisch zu sein. Das ist wichtig, keine Frage. Aber die eigentliche Botschaft – die Hoffnung auf Erlösung und das ewige Leben – bleibt oft auf der Strecke. Wir müssen wieder den Mut finden, diese Botschaft zu verkünden.

Haben Sie den Eindruck, dass das Über-den-Glauben-Reden Mut erfordert?

Das kommt darauf an. Mir persönlich fällt es nicht schwer, über meinen Glauben zu sprechen, weil ich das als Journalist gewohnt bin. Aber ich spüre, dass es für viele eine große Hürde ist. Man fühlt sich schnell angegriffen oder verspottet. Aber meine Erfahrung ist: Wenn man ehrlich und aufrichtig über seinen Glauben spricht, findet man immer auch Zustimmung. Es erfordert natürlich eine gewisse Standhaftigkeit, gegen den Strom zu schwimmen.

Ich habe zum Beispiel festgestellt, dass selbst Menschen, die sich als Atheisten bezeichnen, oft erstaunlich uninformiert über den Glauben sind. Ich frage dann: Hast du dich wirklich schon einmal damit auseinandergesetzt oder ist das nur ein Vorurteil? Das führt oft zu spannenden Gesprächen.

Ihre Lesungen haben eine besondere Dynamik. Wie gelingt es Ihnen, die Menschen zu erreichen?

Ich erzähle einfach ehrlich von meinen Erfahrungen. Ich bin kein Theologe, ich lese nicht jeden Tag in der Bibel. Aber ich erkläre, warum der Glaube für mich ein Halt ist in einer Welt, die oft orientierungslos wirkt. Menschen wollen keine Predigten – sie wollen echte Geschichten hören. Und das Wichtigste ist, dass sie sich

Tobias Haberl,

geboren 1975 im Bayerischen Wald, hat in Würzburg und Großbritannien Latein, Germanistik und Anglistik studiert. In den Jahren 2001 und 2002 war er freier Journalist in Berlin, besuchte dann die Henri-Nannen-Schule Hamburg und ist seit 2005 Redakteur im Magazin der „Süddeutschen Zeitung“. 2016 erhielt er den Theodor-Wolff-Preis. 2022 legte er „Der gekränkte Mann. Verteidigung eines Auslaufmodells“ sowie „Die große Entzauberung. Vom trügerischen Glück des heutigen Menschen“ vor, 2024 sein Bekenntnisbuch „Unter Heiden – Warum ich trotzdem Christ bleibe“. Der Autor lebt in München.



FOTO: PRIVAT

selbst ermutigt fühlen, über ihren Glauben zu sprechen.

Was nehmen Sie aus diesen Begegnungen mit?

Dass der persönliche Austausch unglaublich wichtig ist. Viele sagen mir nach den Lesungen: „Ich werde jetzt auch wieder mehr über meinen Glauben sprechen.“ Das macht mich glücklich. Es zeigt, dass es einen Weg gibt, aus dieser oft empfundenen Isolation herauszukommen. Wir müssen den Glauben wieder selbstbewusster in die Gespräche bringen – ohne Angst vor Ablehnung.

Ein Teilnehmer sagte einmal: „Danke, dass Sie so ehrlich waren. Sie haben mir gezeigt, dass ich mich nicht schämen muss, gläubig zu sein.“ Sol-

che Momente bestätigen mich darin, weiterzumachen.

Wie kann die Kirche in einer digitalisierten, beschleunigten Welt relevant bleiben?

Indem sie sich für die Sorgen und Nöte der Menschen interessiert und eine Alternative bietet. Menschen suchen Halt, Orientierung und Hoffnung. Die Kirche muss darauf antworten, aber sie darf sich dabei nicht einfach anpassen. Sie muss disruptiv sein, wie man heute sagt. Nicht die Botschaften der Welt nachplappern, sondern ihre eigene Hoffnung verkünden. Ein Beispiel: In einer Welt, die von Technologie und Selbstoptimierung dominiert ist, sollte die Kirche auf die Grenzen des Menschseins hinweisen. Wir sind nicht allmächtig,

und das ist gut so. Diese Perspektive kann befreiend wirken.

Was wünschen Sie sich für die Zukunft der Kirche?

Dass sie mutiger wird, ihre Kernbotschaft zu verkünden. Dass sie sich nicht scheut, die „vertikale Dimension“ des Lebens anzusprechen – die Hoffnung, dass es mehr gibt als diese Welt. Und ich wünsche mir, dass wir alle als Getaufte den Mut finden, über unseren Glauben zu sprechen. Nicht missionierend, sondern ehrlich und aus dem Herzen heraus. Ich glaube, dass der Glaube etwas ist, das uns Hoffnung gibt in einer Welt, die oft von Angst und Unsicherheit geprägt ist. Diese Hoffnung müssen wir teilen – mit Worten, aber vor allem durch unser Handeln.

Das Primat der Praxis bei der Begründung unseres Glaubens

Vertrauen, Liebe, Hoffnung

In der Theologie steht bis heute mehr oder weniger fest, dass die Frage nach der Begründbarkeit des Glaubens eine Sache der Vernunft ist: die Suche nach logisch konsistenten Antworten auf die Widersprüche, die sich uns in der Rede von Gott stellen. Aber praktisch ist das nicht.

Von Ursula Diewald

Diplomtheologin, Gemeinde-Caritas
Fürstenfeldbruck

Die „Antworten“ auf die Suche nach der Wahrheit sind im Laufe der Geschichte vielfältig und kreativ ausgefallen. Vollends befriedigend ist davon keine. Wie auch? Göttliches und menschliches Sein können Menschen nicht zusammen denken.

Ich lese aus der Geschichte des Glaubens eigentlich einen Primat der Praxis. Die Apostel sind nicht losgegangen, um eine Universität zu gründen, sondern haben Menschen angesprochen, Gemeinden gegründet, Dienste eingerichtet und mit Wegen experimentiert, aus dem Evangelium eine Lebensform zu machen. Christen mussten ihren Glauben irgendwie zum Ausdruck bringen, solange sie auf die Wiederkunft Christi warteten. Natürlich brauchte es daneben auch die Formulierung einer Theologie, aber ohne dass sie anderen erzählt worden wäre, wäre das Christentum bald ausgestorben.

Und das Ziel dieser Erzählung war es, bisherige Glaubens- und Lebenssprachen im Sinne der frohen Botschaft zu verändern. Wenn in Mt 7,20 steht: „An ihren Früchten also werdet ihr sie erkennen“, dann wird für die Bewertung eines echten, gerechtfertigten Glaubens auf jeden Fall eine Praxis zum Kriterium erhoben.

ETHIK VOR LOGIK

Tatsächlich erleben wir in unserem Zeitalter die Zweifel an den Glauben weniger als Anfragen an seine Logik als an seine ethische Verantwortbarkeit: Stehen wir mit unserem Glauben moralisch auf der „richtigen“ Seite der Geschichte? Deshalb genießt soziales Engagement heute noch hohes Ansehen, auch wenn es als kirchliches Handeln daherkommt. Und trotzdem finden sich Engagierte immer wieder Anfeindungen ausgesetzt. Ich denke hier vor allem an die Geflüchtetenhelferinnen und -helfer, die 2015 als „Gutmenschen“ diskreditiert wurden; auch bei der Caritassammlung können Freiwillige und Pfarrbüromitar-

beitende manchmal auf Gegenwind stoßen, gerade weil sie im Auftrag der Kirche unterwegs sind, die in solchen Fällen bestenfalls als anachronistisch, eher noch als „dumm“ und manchmal als „böse“ angesehen wird. Spott kann man überall noch ernten.

Natürlich haben solche Ansprüche auf moralische Eindeutigkeit keine größeren Chancen als die nach eindeutiger Wahrheit. Die Frage nach der Begründbarkeit des Glaubens kann nicht auf Ethik reduziert werden. Vielleicht kann man deshalb solche Kritik noch gut wegstecken. Die Einschläge aus dem eigenen Umkreis wirken da schon nachhaltiger: „Bist Du noch immer für den Verein aktiv?“, „Du schenkst denen so viel Lebenszeit – was springt eigentlich für Dich dabei raus?“ Solche Fragen sind schmerzhaft, weil sie oft genug berechtigt sind und von Menschen stammen, die einen gut kennen und lieben. Sie haben aber nicht die Kraft, eine Glaubenspraxis endgültig in Frage zu stellen, weil die Frage nach dem guten Leben eben nicht alle Dimensionen erfasst, die jemanden zum Handeln motivieren.

STIMMIGKEIT VON GLAUBE UND PRAXIS

Die wenigen Male, in denen ich erlebt habe, dass Menschen mit ih-



rem Engagement für die kirchliche Caritas ernsthaft hadern, da war es jedoch die innere Stimme, die laut geworden war. Das war, als zeitgleich die Dokumentation über queere Mitarbeitende in der Kirche sowie die „Bilanz des Schreckens“ über den sexuellen Missbrauch in der Erzdiözese München und Freising veröffentlicht wurden.

„Verfestige ich schlechte Strukturen, wenn ich mich engagiere?“; „Mache ich mich mitschuldig an den Opfern, wenn ich mein Amt bzw. Ehrenamt nicht sofort niederlege?“; „Kann ich noch in den Spiegel schauen, wenn ich da weiterhin tätig bin?“, oder schlicht „Es fühlt sich einfach nicht mehr stimmig an!“ Das sind keine Widersprüche im Denken, sondern das lähmende Gefühl fehlender Kohärenz, das nicht lange beiseitegeschoben werden kann.

Diese Situationen fordern eine Entscheidung, deren Tragweite sich besser erkennen lässt, wenn man darauf blickt, was Engagierte gegebenenfalls in Kauf nehmen. Sie verlieren eine Aufgabe, in der sie gebraucht werden; sie erleben Trennungsschmerz gegenüber einzelnen Menschen oder Gruppen, sie leiden an Schuldgefühlen, weil sie befürchten, mit ihrer Entscheidung eine Person, die Hilfe braucht, im Stich zu lassen.

Beide Reaktionen, das Verbleiben im Engagement genauso wie der Abschied, sind im Moment ihres Geschehens unausweichlich. Entweder es reicht die innere Einstellung, um eine Praxis weiter zu begründen, oder sie reicht nicht. Es ist anders als

bei der kognitiven Dissonanz, die jemand immer wieder einpacken und weglegen kann, um sich den Anforderungen des Alltags zu widmen.

Das bedeutet keinesfalls, dass, wer nicht mehr im Rahmen der Kirche handeln will, nicht mehr glaubt! Aber der innere Antrieb nach einer Stimmigkeit von Glauben und Praxis wird gewisse Anteile dieses Glaubens überflüssig machen. Und es bedeutet auch nicht, dass christliches Handeln nur im Rahmen eines expliziten Glaubens oder gar kirchlichen Rahmens stattfinden kann.

Viele „Aussteiger“ werden sich anschließend woanders engagieren. Wir können aber festhalten: Wo noch Handeln im Namen der Kirche stattfinden kann, da herrscht irgendeine Form von Glauben vor. Ist das nicht zu wischiwaschi? Was soll das für ein Glaube sein, was hat das alles mit seiner Rechtfertigung zu tun? Ich will das aus meiner Praxis-Erfahrung heraus erklären.

VERTRAUEN AUF EINEN GUTEN AUSGANG

Wer karitativ arbeitet, hat es in aller Regel mit unzureichenden Ressourcen zu tun, häufig auch mit einem Mangel an Mitstreiterinnen und Mitstreiter. Man kämpft manchmal gegen politische und gesetzliche Vorgaben an, nimmt emotionale Belastung in Kauf, und steckt immer wieder Rückschläge ein, um nur einige mögliche Herausforderungen zu nennen.

Angesichts dessen dennoch aktiv zu werden, Zeit und Kraft zu investieren, bedeutet, darauf zu vertrauen, dass ein Weg durch diese Hürden

hindurchführt. Es braucht auch das Vertrauen, dass ein guter Ausgang grundsätzlich erreichbar ist: Sei es die Integration eines traumatisierten Geflüchteten, die gute Betreuung eines psychisch schwer erkrankten Menschen, die Begleitung einer vereinsamten Patientin in einen würdigen Tod hinein.

Es braucht Vertrauen darauf, dass das eigene Engagement sinnvoll ist, auch wenn vieles und manchmal alles dagegenspricht.

Mitarbeit an kirchlicher Caritas setzt auch Liebe voraus. Es muss die Erfahrung existieren, dass Liebe eine Kraft ist, die überall zu finden ist, die das Leben grundsätzlich trägt und Dinge bewirken kann. Darin steckt die Überzeugung, dass Menschen sich grundsätzlich zugewandt sind, dass man in allem nicht allein ist.

Das erlebe ich, wenn Personen aus schwierigen Lebenssituationen heraus in die Gemeindcaritas kommen auf der Suche nach einer Aufgabe im Dienste am Nächsten. Es kann ein Akt der Selbstliebe sein, anderen in ihrer Not zu helfen, wenn ich dadurch zugleich Selbstwirksamkeit erlebe. Handeln bewirkt dadurch Hoffnung, für andere allemal, aber auch für mich selbst.

Können wir jemals mit letzter Sicherheit sagen, dass der Glaube eines Menschen gerechtfertigt ist? Ich glaube nicht. Wir können jedoch mit Sicherheit behaupten, dass, wer sich im Namen der Kirche karitativ engagiert, diese drei Dinge vorweisen kann: Vertrauen, Liebe und Hoffnung gegenüber etwas, was einen selbst übersteigt.



Auftrag an die Apostel: Von der Botschaft hin zur Lebenspraxis. Wenn diese mit der inneren Haltung und dem eigenen Glauben vereinbar ist, ist der Glaube gut begründet.

Rahmenbedingungen – Erfahrungen – Impulse

Heute über den eigenen Glauben sprechen

Von Wolfgang Stöckl

Bischöflicher Beauftragter für Katholische Erwachsenenbildung (KEB), Bistum Regensburg

Jan Loffeld stellt in seinem 2023 erschienenen Buch *Wenn nichts fehlt, wo Gott fehlt* das Paradigma in Frage, dass Menschen grundsätzlich auf der Suche nach dem Sinn ihres Lebens sind. Er stützt sich dabei unter anderem auf die alle zehn Jahre stattfindende Kirchenmitgliedschaftsuntersuchung. Die Ergebnisse der Umfrage 2022 zeigen: Mehr als 56 Prozent der Befragten bezeichnen sich als „areligiös“ und sind damit für religiöse Fragen nicht ansprechbar.

Loffeld zitiert Walter Kardinal Kasper mit den Worten: „Man kann heute schon froh sein, einen Atheisten zu treffen“, also einen Menschen, der sich bewusst gegen Gott entschieden hat, den aber religiöse Fragen noch bewegen. Der Trend der Zeit geht also nicht in Richtung Atheismus, sondern es ist ein Phänomen festzustellen, das Loffeld mit dem aus dem angelsächsischen Raum stammenden Begriff „Apatheismus“ beschreibt. Damit wird eine durch und durch gleichgültige Haltung gegenüber Religion ausgedrückt. Dem gegenüber denke ich gerne an so manche Schulstunden in meiner Gymnasialzeit in den 1980er Jahren zurück, in denen wir über Glaube, Bibel und Kirche diskutierten, und das nicht nur im Fach Religion!

KIRCHLICHER RAHMEN

Im Vorfeld des Konzils von Nizäa im Jahr 325 n. Chr. wird überliefert, dass sich die Marktfrauen in Konstantinopel über die Frage „Ist Jesus gottgleich oder nur gottähnlich?“ so ereiferten, dass sie sich mit Melonen bewarfen.

Martin Luther rang im 16. Jahrhundert mit der Frage: „Wie bekomme ich einen gnädigen Gott?“. Im letzten Drittel des 20. Jahrhunderts, waren die Vortragsäle der Erwachsenenbildung gut gefüllt, wenn Theologieprofessoren referierten. Themen, wie zum Beispiel die Frage nach „Himmel, Hölle und Fegfeuer“, Bibelauslegung oder die „Unfehlbarkeit des Papstes“ zogen viele Interessierte an. In der Katholischen Erwachsenenbildung in Bayern gab es in den 1990er Jahren zusammen mit dem Bayerischen Rundfunk das große Medienverbundprojekt „Credo“. Es wurde eine Sendereihe zu den einzelnen Glaubensartikeln ausgestrahlt. In fast jeder Pfarrgemeinde wurde damals zu Veranstaltungen eingeladen, in denen man sich über die Inhalte austauschte und die in der Regel gut besucht waren. Die heutigen Erfahrungen in der Erwachsenenbildung zeigen, dass das Interesse an inhaltlichen Glaubens Themen deutlich zurückgeht.

PERSÖNLICHE ERFAHRUNGEN

Ich befinde mich im Zug. Auf der anderen Seite des Ganges sitzen ein junger Mann und eine junge Frau. Aus ihren Gesprächen ist zu entnehmen, dass sie sich auf die Prüfung als Lokführer vorbereiten. Den Dialogen nach scheint die Frau aus den östlichen Bundesländern zu stammen, der Mann aus Niederbayern. Da kommt ein buddhistischer Mönch in einem orangefarbenen Sari in das Zugabteil und verteilt Flyer für Meditationskurse, die in einem Ashram im Bayrischen Wald stattfinden. Der junge Mann interessiert sich für das Angebot und plaudert kurz mit dem Mönch. Als sich dieser auch an mich wenden will, lehne ich mit einer ab-

wehrenden Handbewegung ab. Aber nun entwickelt sich ein spannendes Gespräch der beiden. Die Frau fragt in einem überraschten, aber positiven Ton: „Ich wusste gar nicht, dass du dich für Glaubensfragen interessierst!“ Der Mann antwortete: „Na ja, aus der Kirche bin ich schon lange ausgetreten. Aber irgendwann ist das Leben doch vorbei und ich frage ich mich schon, was das Ganze hier auf dieser Welt zu bedeuten hat.“ Die zwei tauchten dann wieder in die Tiefen der Bedeutung von Signalen und Verhaltensregeln für Lokführer ab. In meinem Kopf ratterte es: Soll ich sie ansprechen? Mit welchen Worten kann ich auf die Frage des Mannes eingehen? Ich habe es nicht getan und bereue es bis heute.

Anderes Beispiel: Ein Bischof visitiert einen Pfarrverband. Am Abend sind alle Ehren- und Hauptamtlichen zu einem Gespräch mit dem Bischof eingeladen. Er spricht zu Beginn sehr persönlich über seinen Glauben, die Herausforderungen, denen er dadurch im Alltag begegnet, und seiner Liebe zu Jesus Christus. Im Anschluss lädt er zum Austausch ein. Man könnte erwarten, dass nun ähnliche Beiträge oder diesbezügliche Rückfragen kommen: Welche Glaubensfragen bewegen uns persönlich? Fehlanzeige. Es folgten die Diskussionen über die bekannten kirchenpolitischen Strukturfragen. Ein Einzelfall? Mir begegnen immer wieder kirchlich engagierte Menschen, die es bedauern, dass in Gremien Gespräche über den (eigenen) Glauben meist nicht möglich sind, während die Frage nach dem Preis für die Bratwurstsemmel beim nächsten Pfarrfest einen breiten Raum einnimmt. Woran liegt das? Widerspricht das unserer Mentalität? Sind wir es nicht



Veranstaltungen zu besuchen, bei denen offen über Glaubensüberzeugungen geredet wird, kann Mut machen, am Rande selbst darüber zu reden.

gewohnt? Oder bewegt uns der Glaube nicht wirklich?

IMPULSE FÜR DAS HANDELN

Die Kirche kennt vier Grundvollzüge: Liturgia (Gottesdienst), Diakonia (Dienst am Menschen), Martyria (Verbreitung des Evangeliums) und Koinonia (Gemeinschaft). Meiner Wahrnehmung nach ist der Grundvollzug der Martyria in vielen Pfarreien unterbelichtet. Gibt es genügend Sensibilität dafür, dass der Glaube keine Privatsache ist, dass die Gemeinde nicht für sich selbst da ist, sondern den Auftrag hat, das Evangelium zu verkünden, an die Ränder zu gehen? Das erste (!) Schreiben von Papst Franziskus mit dem Titel *Evangelii Gaudium* (Die Freude des Evangeliums) wurde im Gegensatz zur Umwelt-Enzyklika *Laudato si* kaum rezipiert. Franziskus plädiert leidenschaftlich dafür, dass sich jede und jeder Einzelne zunächst wieder selbst und dann das jeweilige Um-

feld evangelisiert. Schon der Begriff der „(Neu-)Evangelisierung“ löst aber bei vielen kirchlich Engagierten zunächst Unbehagen aus. Warum eigentlich? Wie dieser Begriff konkret zu verstehen ist und wie das in der Praxis aussehen kann, bedarf sicher noch mancher Überlegungen. Es wäre aber wünschenswert, dass in den kirchlichen Gremien diesem Thema Raum gegeben wird und unvoreingenommen Möglichkeiten geprüft werden, wie heute und konkret im jeweiligen Umfeld die Botschaft vom menschengewordenen Sohn Gottes ins Gespräch gebracht werden kann.

Maßgeblich scheint mir die Anforderung aus dem ersten Petrusbrief zu sein: „Fürchtet euch nicht vor ihnen und lasst euch nicht erschrecken, heiligt vielmehr in eurem Herzen Christus, den Herrn! Seid stets bereit, jedem Rede und Antwort zu stehen, der von euch Rechenschaft fordert über die Hoffnung, die euch

erfüllt“ (1 Petr 3,14f). Es gilt die Menschenfurcht zu überwinden, so wie der buddhistische Mönch im Zug. Er ist überzeugt, dass sein „Produkt“ gut ist und gibt Zeugnis darüber und siehe da, er findet Interesse! Über Methoden lässt sich streiten. Aber das Evangelium ist es wert, ins Gespräch gebracht zu werden. Mehr noch, es ist unser Auftrag. Mit ein bisschen Phantasie und Mut gibt es viele Gelegenheiten, persönlich Zeugnis zu geben. Gerade in der heutigen Zeit äußern viele Menschen offen in Gesprächen, dass sie verunsichert sind und Zukunftsängste haben. Könnten wir dabei nicht hin und wieder unaufdringlich einfließen lassen, dass uns der Glaube an Gott stärkt und wir trotz allem eine Hoffnung haben? Dabei dürfen wir vertrauen, dass uns dann eingegeben wird, was wir sagen sollen und wie wir reden sollen (vgl. Mt 10,19). Darauf hätte ich im Zug bauen müssen. Menschen haben doch Fragen, es lohnt sich, mutig sein!

Jüngerschaft „von Anfang an“

Was heißt es, „Jüngerin“ oder „Jünger“ zu sein? Im Deutschen ist das Wort abgeleitet aus dem althochdeutschen *jungiro* und meint im Allgemeinen einen „Lehrling“, eine „Schülerin“, einen „Schüler“. Geläufig ist das Wort vor allem durch die Bibel. Das Neue Testament kennt „Jünger“ der Pharisäer (Mt 22,16; Mk 2,18) und Johannes' des Täufers (Mt 9,14; Lk 5,33; Joh 3,25); vor allem bringen wir Jünger in Verbindung mit denen, die aufgrund einer Berufung durch Jesus Beruf und Familie aufgaben, um Jesus unmittelbar zu folgen, nachzufolgen, seine Botschaft aufzugreifen und weiterzutragen.

Von Johannes Bremer

Professor für Biblische Theologie
an der Katholischen Stiftungshochschule München

Beispielhaft ist die Berufung der ersten Jünger: Simon, Andreas, Jakobus und Johannes am See von Galiläa (Mk 1,16-20 // Mt 4,18-22). Ganz unvorbereitet werden sie von Jesus angesprochen: „Kommt her, mir nach! Ich werde euch zu Menschenfischern machen.“ (Mk 1,17 // Mt 4,19) – und sie folgen ihm sogleich. In der parallelen Erzählung bei Lukas wird die Szene ausgestaltet und den Berufungen das Wunder des unerwartbaren reichen Fischfanges vorangestellt: Simon, Jakobus und Johannes geraten auf dem See in Entsetzen und Furcht, worauf Jesus sie beruhigt und zugleich zu Menschenfischern beruft (Lk 5,1-11). Hier zeigt sich eine zweite Art der Berufung: Die angehenden Jünger wissen um und kennen Jesus. Bei Johannes verhält es sich noch etwas anders und es zeigt sich eine dritte Weise: Simon wird nicht direkt, sondern erst durch Vermittlung seines Bruders Andreas berufen, entsprechend auch Natanaël (Joh 1,35-51).

Eine vierte Weise der Berufung ist die, nach der einzelne Männer selbst mit dem Wunsch zur Nachfolge an Jesus herantreten. Beispiele dazu finden sich in Mt 8,19f // Lk 9,57f; Mt 8,21f und Lk 9,61f. Diese Beispiele geben im Besonderen Einblick, was es bedeutet, zum Jünger berufen zu werden. Auf den selbst an Jesus herangetragen Wunsch, zum Jünger berufen zu werden, reagiert Jesus nicht ablehnend, doch beinahe

barsch. Jünger wird man buchstäblich „ohne Wenn und Aber“, Nachfolge heißt Ganznachfolge: „Lasst die Toten ihre Toten begraben!“. Jüngerin oder Jünger zu sein ist nie nur eine Worthülse. Man ist immer Jüngerin, ist immer Jünger: um nachzufolgen, mit dem Ersten Petrusbrief formuliert, um „in seine Fußstapfen“ zu treten (1 Petr 2,21, vgl. auch Apg 20,35; Eph 5,1).

NICHTS EXKLUSIVES

Am Ende des Matthäusevangeliums erhalten die Apostel, zwölf mit besonderer Vollmacht ausgestattete Jünger (vgl. Mk 3,13-19; 6,7-13, Mt 10,1.2), – bis auf Judas – die Weisung des auferstandenen Jesus: „Darum geht und macht alle Völker zu meinen Jüngern; tauft sie auf den Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes und lehrt sie, alles zu befolgen, was ich euch geboten habe.“ (Mt 28,19-20a) Hiernach ist Jüngerschaft nichts Exklusives, sondern universalisiert. Der Auftrag des Auferstandenen, alle Nationen, alle Menschen zu unterrichten und zu taufen, ist nicht weniger als die universale, eschatologische Botschaft und ekklesiologische Bilanz des Matthäusevangeliums: „Kirche kann nie etwas anderes sein als Jüngerschaft, Schule der Nachfolge, bei eben diesem Jesus.“ (Ulrich Luz) Und genau dies betrifft auch uns: „alle Tage bis zum Ende der Welt“ (Mk 28,20b).

Nach dem Abschluss des Matthäusevangeliums bildet das universale zu Nachfolgerinnen und Nachfolgern Machen das eschatologische Ziel aller Zeiten. Und wie verhält es sich

mit dem Anfang aller Zeiten? Nach dem ersten Schöpfungsbericht in Gen 1,1-2,4a erschafft Gott am sechsten Tag neben den Landtieren auch den Menschen. Dabei handelt es sich nicht um einen historischen Bericht. Vielmehr geht es um die ideale, von Anfang an auf Frieden und Wohlergehen ausgerichtete Schöpfung, die genau so von Gott intendiert ist, in der sich Zeit und Raum verschränken und jedes Geschöpf seinen festen Platz hat. Der Mensch wird darin als „Abbild“ Gottes (*šəlām*, Gen 1,26) geschaffen. Das Verständnis geht über unsere Vorstellung etwa einer Heiligenfigur hinaus. Nach Auffassungen der Umwelt des Alten Testaments repräsentiert ein solches Abbild eine Gottheit selbst, die ihm innewohnt, und ist „Ort, von dem aus die Gottheit wirkt. (...) Wie ein Leib, in den die lebendige Gottheit eintritt, um durch ihn in der Welt wirkmächtig gegenwärtig zu sein.“ (Erich Zenger)

VERANTWORTLICH HANDELN

Bereits darin manifestiert sich eine Würde, die demokratisiert jedem Menschen, ob Mann, ob Frau, arm oder reich, jung oder alt zukommt und zur Aufgabe wird. Sie zeigt sich nach biblischer Konzeption nicht nur in der Dignität seines Wesens, sondern wesentlich in seinem Tun und Handeln, womit die Würde des Menschen grundlegend an die Ethik selbst gebunden wird. Unmittelbar mit dem Zuspruch der Abbildhaftigkeit, die über den ersten Schöpfungsbericht hinaus gerade auch in den Psalmen (Ps 8 u.a.) entfaltet wird, verbindet die Bibel den – einem jeden Menschen zukommenden – Auftrag: zur wider despotischen Herrschens konkret verantwortlichen Gestaltung und Ausgestaltung der göttlichen Schöpfung (Gen 1,28-29). „Der Mensch ist somit Bild Gottes, insofern er sich verantwortlich handelnd zu seinem Lebensraum samt den Lebewesen darin (...) verhält.“ (Walter Groß) Der so verstandene Auftrag zu Gunsten von Welt und Umwelt ist von Anfang an mit der Idee des Menschseins verknüpft. Wir sind bereits qua unseres

Menschseins berufen, das „Lebenshaus Gottes“ (Erich Zenger) zu schützen und zu pflegen und sind dabei immer schon mit Gott wie mit der Welt und allen Mitgeschöpfen verbunden. Es ist diese Theologie, mit der der o.g. Schluss des Matthäusevangeliums, der Auftrag zur Sendung und Taufe korrespondiert.

GOTT GEGENWÄRTIG WERDEN LASSEN

Aber was heißt das konkret? Wie kann der Mensch dem ihm von Anfang an wesensgemäß zugekommenen Auftrag zu ethischem Handeln, wirkmächtig Gott gegenwärtig werden zu lassen, und der am Ende des Matthäusevangeliums – weitere Bibelstellen können ergänzt werden – ergehenden eschatologischen

Bestimmung gerecht werden, Jüngerin und Jünger, Nachfolgerin und Nachfolger Christi zu werden? In der Theologie hat diese Frage nach der Konkretisierung insbesondere die Christliche Soziallehre herausgestellt. In sechs postulierten Prinzipien – Gemeinwohl, Solidarität, Gerechtigkeit, Menschenwürde, Nachhaltigkeit und Subsidiarität – manifestiert sie, was es heißt, als Christinnen und Christen, als Jüngerinnen und Jünger Jesu konkret zu handeln. Zentrum ist dabei immer der Mensch in seiner Umwelt und sein Blick auf andere. Ein besonderer Fokus auf die Ausgestaltung der Teilhabe an der Sendung Jesu wird auch im von Papst Franziskus am 24. November 2024 autorisierten Abschluss des Schlussdokumentes der Weltsynode unter Hervorhebung

der Themen der Christlichen Soziallehre deutlich „damit das Handeln der missionarischen Jünger den Aufbau einer gerechteren und mitfühlenderen Welt beeinflussen kann.“ Die Erklärung betont dabei substantziell das „Engagement für den Schutz des Lebens und der Menschenrechte, für eine angemessene Ordnung der Gesellschaft, für die Würde der Arbeit, für eine gerechte und solidarische Wirtschaft und eine ganzheitliche Ökologie“ (151). Jesus selbst hatte diesen Blick, den er in Person und Handeln konkret gemacht hat. Und es ist eben dieser Blick, der auch von uns gefordert ist, wenn auch wir Jüngerinnen und Jünger sein wollen, sollen. Denn: „Wenn ihr in meinem Wort bleibt, seid ihr wahrhaft meine Jünger.“ (Joh 8,31b)



FOTO: GNU FREE DOCUMENTATION LICENSE

Duccio di Buoninsegna (1255–1319), Die Berufung von Simon Petrus und Andreas.

„Warum soll ich denn an Gott glauben?“



Heilige Messe mit dem Katholischen Militärbischof Dr. Franz-Josef Overbeck in der Kirche „Santa Maria delle Grazie alle Fornaci“ in Rom anlässlich des Jubiläums der Streitkräfte im Heiligen Jahr.

Wie würde ich leben, wenn ich 1964 nicht in der Oberpfalz, sondern in Rostock geboren wäre? Warum glaube ich an Gott? Warum bleibe ich in der Kirche, nachdem ich all diese schlechten Geschichten gehört habe? Ich weiß es nicht! Doch es gibt ein kleines Zeichen einer Antwort.

Von Tom Pinzer

Militärseelsorger in Kiel

Im Bistum Regensburg gibt es ein sogenanntes „Austrittstelefon“, bei dem ich mich zweimal zur Verfügung stellte. Im Februar 2022 wurde ich noch einmal gebeten, diesen Dienst zu übernehmen. Es war die Zeit des Münchner Gutachtens zur Missbrauchsaufarbeitung. So kam es zu vielen wütenden Anrufen im Bischöflichen Sekretariat und bei der Pressestelle und so wurde diese Hotline mit drei Personen eingerichtet,

um sich für die Anruferinnen und Anrufer genügend Zeit nehmen zu können.

Ich hatte mir eine Strategie zu rechtgelegt. Ich wollte mir die Wut und die Enttäuschung anhören und dann ins Gespräch kommen. Vielleicht, so dachte ich mir, könnte ich auch auf die positiven Seiten von Kirche hinweisen. Eigentlich habe ich unwillkürlich genau das gemacht, was viele Menschen wütend macht. Ich wollte den Missbrauch herunterspielen, verharmlosen, rechtfertigen und nicht ernst nehmen.

Zum Glück merkte ich das schon beim ersten Telefonat. Meine Strategie war zunichte. Ich habe mir dann die kommenden 14 Tage ganz viele und ganz schlechte Erfahrungen mit der Kirche und ihren Amtsträgern anhören müssen. Es waren Geschichten von sexuellem, geistlichem und psychischem Missbrauch. Es waren ekelhafte Geschichten von sogenannte Mitbrüdern, die mich ratlos zurückließen.

Und ehrlich gesagt, konnte ich es keinem verdenken, aus dieser Kirche auszutreten. Ich hatte gemerkt, dass man gewisse Dinge nicht rechtfertigen kann. Im Gegenteil, ich wurde angefragt, warum ich eigentlich noch in der Kirche bin. Ich weiß gar nicht mehr genau, was ich geantwortet habe, wohl irgendwas erzählt von meinen guten Erfahrungen in der katholischen Jugendverbandsarbeit oder in der weltkirchlichen Arbeit bei den Hilfswerken.

EINE KIRCHE WIE EIN FELDLAZARETT

Die Frage beschäftigt mich bis heute: Warum bleibe ich in der Kirche, nachdem ich all diese schlechten Geschichten gehört habe? Ich weiß es nicht!

In meiner Zeit als Diözesanbeirat des Frauenbundes haben mir Frauen oft erzählt, dass sie von ihren Töchtern gefragt wurden: „Mama, wie kannst du dich für eine solche Kirche engagieren?“ Da kann man viele Gründe aufzählen: Weil ich die Hoffnung nicht aufgegeben habe, weil Papst Franziskus den ganzen Laden zusammenhalten muss und er auch auf die Langsameren achten muss, weil wir immerhin kleine Schritte und Erfolge vorweisen können, weil der Synodale Prozess doch schon mal ein Anfang ist, weil jede und jeder gebraucht wird in dieser Kirche, auch wenn sie

aussieht wie ein Feldlazarett. Das wären lauter Rechtfertigungsgründe, die man aufzählen kann, aber nicht muss.

Inzwischen bin ich Militärpfarrer in Kiel und erlebe in den zivilen Pfarreien, in denen ich häufig aushelfe, eine absolute Diasporasituation. Wer hier Katholik ist, der ist es aus Überzeugung. Sie rechtfertigen sich nicht, weil sie auch nicht angefragt werden. Sicher macht das vieles einfacher als in meiner bayerischen Heimat.

Und noch etwas habe ich in Kiel gelernt, bzw. bei der Militärseelsorge. Eine Kirche, die sich voll und ganz der Seelsorge widmen kann, wird als hilfreich und gut wahrgenommen. Im Herbst 2022 hat das Zentrum für Militärgeschichte und Sozialwissenschaften der Bundeswehr in Kooperation mit dem Sozialwissenschaftlichen Institut der Evangelischen Kirche Deutschlands (EKD) eine Umfrage durchgeführt. Demnach finden 91 Prozent der Soldaten und Soldatinnen die Präsenz der Militärseelsorge im Grundbetrieb für gut und 95 Prozent sehen die Begleitung durch die Militärseelsorge im Auslandseinsatz als enorm wichtig an. Neben Seelsorgegespräche besuchen hier 57 Prozent die Gottesdienste.

Vielleicht rühren diese positiven Zahlen daher, dass Militärseelsorge „Seelsorge pur“ ist. Während meine zivilen Amtskollegen oft bis zum Hals in Verwaltungsarbeiten stecken, Pfarreien zusammenlegen müssen, Ehrenamtliche finden und motivieren, Kirchen profanieren und verkaufen und mit immer weniger Finanzmitteln auskommen, habe ich den Luxus, dass ich mich weder um Geld, Personal noch um Strukturen kümmern muss.

DEN ANVERTRAUTEN NACHLAUFEN

Ich kann ganz und gar für die mir Anvertrauten da sein und ihnen nachlaufen, was ich im wahrsten Sinn des Wortes auch tun muss, denn von sich aus kommen die Wenigsten. Unsere monatlichen Andachten sind sehr spärlich besucht. Deswegen haben wir Anfang des Jahres viele Büros bei uns im Marinestützpunkt besucht und einen Neujahrsgruß und Sternsingeraufkleber überbracht. Tatsächlich steht jetzt „20*C+M+B+25“ über

einigen Bürotüren und auch die Zahl der Teilnehmenden der Januarandacht ist sprunghaft nach oben gegangen.

Ob das so bleibt, wird man sehen, aber Zahlen nehme ich nicht mehr ganz so wichtig. Ich darf einfach Wegbegleiter sein für Menschen, die auch mit Grenzerfahrungen konfrontiert werden und Seelsorge wertschätzen. Das habe ich erlebt, als im vergangenen Jahr zwei Soldaten verstarben. Wenngleich die Angehörigen kaum mehr Bezug zur Kirche haben bzw. noch nie hatten, schätzen sie die Begleitung, die Nähe und Fürsorge und nicht zuletzt den Ritus, den Kirche bieten kann.

Viele Soldaten und Soldatinnen gehören überhaupt keiner Konfession an und leben ohne Gott ganz gut, wie es jüngst der Militärbischof Franz-Josef Overbeck gesagt hat: „Sie brauchen keine Religion, keinen Glauben und schon gar keine Kirche.“ Und doch seien sie glücklich und zufrieden: „Sie führen oft ein erfülltes Leben – und sind dabei keineswegs egoistische Menschen.“

Solche Menschen zu treffen und mit ihnen ins Gespräch zu kommen, finde ich sehr spannend. Da kann es schon mal vorkommen, dass man sich den halben Abend über Quantenphysik unterhält und merkt, wie wunderbar unsere Welt eingerichtet ist.

DIE SCHÖNSTE ERFAHRUNG

Mir fällt auch noch die 13-jährige Hannah ein. Ihre Mutter ist Soldatin und beide waren mit unserer Pilgergruppe zum Heiligen Jahr in Rom. Ihre Mutter wuchs in den östlichen Bundesgebieten auf und so hat auch Hannah keinerlei Bezug zu Glaube und Religion. Dabei ist sie sehr interessiert an Geschichte und Kultur und hat bei unseren Führungen durch Rom immer wieder sehr kluge Fragen gestellt. Auch bei unseren Morgenandachten war sie immer anwesend und froh, als sie beim Lied „Von guten Mächten“ endlich mal mitsingen konnte.

Sie hat mir erzählt, dass sie sich für den Ethikunterricht entschieden hat, weil sie mit Religion nichts anfangen kann. Sie findet, man kann auch ohne Gott ein anständiges Leben führen. Das erfährt sie regelmäßig in



An der Engelsburg startend, zogen die Soldatinnen und Soldaten und ihre Angehörigen gemeinsam mit dem Militärbischof, Kreuz und Fahne der Militärseelsorge vorneweg, über den Petersplatz durch die nur alle 25 Jahre geöffnete Heilige Pforte in den Petersdom ein.

ihrer Pfadfindergruppe. Dort werden humanistische Werte vermittelt.

„Warum soll ich denn an Gott glauben?“ Die Frage Hannahs hat mich ins Grübeln gebracht. Wie würde ich leben, wenn ich 1964 nicht in der Oberpfalz, sondern in Rostock geboren wäre? Warum glaube ich an Gott?

Ein kleines Zeichen einer Antwort ist mir erst vor einiger Zeit geschenkt worden. Im Rahmen einer Lebenskrise habe ich die Kontemplation für mich entdeckt. Diese, zumindest ansatzweise, Verbundenheit mit Gott zu spüren oder erahnen zu können, ist so ziemlich das Schönste, was ich je erleben durfte. Karl Rahner hat vollkommen recht: „Der Christ der Zukunft wird ein Mystiker sein, oder er wird nicht sein.“

Meine Diasporaerfahrungen haben mich demütiger und weniger ängstlich gemacht. Die Kirche wird sich verändern. Aber sie wird weiterhin Kirche Jesu Christi sein. Und sie wird anders aussehen. Vielleicht wie ein Feldlazarett. Das wäre ja dann wieder was für einen Militärseelsorger ...

Meiner Kirche ist es nicht egal ...

Sind Sie aus der Kirche ausgetreten oder denken darüber nach?

Wie geht es Ihnen?
Die Erfahrungen, die Menschen in der Kirche machen, können sehr unterschiedlich sein.
Manche finden in der Kirche, was sie brauchen, andere nicht.
Manche engagieren sich voller Freude und genießen das Miteinander.
Andere wollen sich einbringen und werden nicht ernst genommen.
Manche gehen ohne etwas zu vermissen. Andere ringen mit der Entscheidung.

Egal, wie es Ihnen mit der Kirche geht, Sie sind uns nicht egal.
Uns interessiert, was Sie bewegt.
Wenn Sie wollen, kommen Sie mit uns ins Gespräch. Wir hören zu.

Hier finden Sie uns
www.siesindnichtegal.de

Von Gesprächen, die anhand der Karten zwischen Betroffenen und Angehörigen, Freunden, Arbeitskolleginnen stattfinden, wird immer wieder erzählt. Diese Gespräche sind der große Reichtum der Aktion.

Alle kennen inzwischen Menschen in ihrem Umfeld, die aus der Kirche ausgetreten sind oder über einen Austritt nachdenken. Manche wurden auch schon angesprochen, warum sie denn noch dabei sind in der Kirche. Aber fangen wir bei uns selbst an.

Von Michaela Wuggazer

Theologin, Pastoralreferentin, tätig in der Abteilung Pastorale Grunddienste und Sakramentenpastoral im Bistum Augsburg

„Endlich kann ich sagen: Meiner Kirche ist es nicht egal, dass immer mehr austreten. Ich habe jetzt etwas in der Hand, auf das ich hinweisen kann.“ Diese Aussage höre ich oft, seit wir

das Pilotprojekt „nicht egal“ unserer Citypastoral-Stellen für alle Pfarreien öffneten. Es zeigt, wie sehr die hohen Austrittszahlen kirchlich Engagierte belasten. Es ist ein seltsames Gefühl, wenn etwas, das selbstverständlich war, inzwischen in Frage gestellt wird. Es ist wichtig, dass wir bei uns selbst anfangen: Warum bin ich katholisch? Wie bin ich katholisch? Was freut mich in der Kirche? Was ärgert mich?

Was erwarte ich in der katholischen Kirche?

Es lohnt sich, mit diesen Fragen ein paar Minuten zu verbringen. Schreiben Sie Stichworte auf. Achten Sie auf die eigenen Gefühle.

Solche kleinen Übungen gehören dazu, wenn wir das Projekt vorstellen. Oft beginne ich mit zerknüllten Seiten aus dem alten Gotteslob. Ich muss behutsam sein, wenn ich etwas wieder öffnen will, das zerknüllt worden war. Es löst Emotionen aus, wenn ich dann zum Beispiel auf dem zerknitterten Papier lese: „Hört, es singt und klingt mit Schalle: Fürcht‘ euch nicht, ihr Hirten alle!“ (GL 240).

Weihnachtserinnerungen? Trauer, Ärger, wie jemand das „wegwerfen“ kann? Die Reaktionen sind vielfältig. Im gleichen Lied heißt es auch „Denn er ist zur Welt gekommen für die Sünder und die Frommen.“ Das ist unsere Herausforderung als Kirchenmenschen: Bei Gott sind alle gemeint. Gott wendet sich allen zu. Können wir in Gottes Fußstapfen treten? Mit freiem Herzen? Das ist nicht so einfach. Wenn sich jemand von einer Gemeinschaft trennt, zu der ich gehöre, löst das einiges aus. Das meiste ist uns nicht bewusst. Es tut gut, die verschiedenen Anteile zu erkennen. Spüren Sie nach, was bei Ihnen alles da ist: Abwehr, Verunsicherung, Traurigkeit, Ärger, Verständnis, Neid, Gleichgültigkeit, Nachdenken, Verlust, Lethargie, Aktionsbereitschaft?

GEMEINSAMES GESPRÄCHSANGEBOT

In der Arbeitsgruppe „Kirchenaustritt – Wiedereintritt“ entstand die Idee für „nicht egal“. Die drei Citypastoral-Stellen unserer Diözese, Augsburg, Kempten und Memmingen, sollten ein konkretes Angebot entwickeln, das zeigt, dass die vielen Menschen, die der Kirche den Rücken kehren, der Kirche nicht egal sind. Am 22. März 2023 traf sich in Memmingen die Projektgruppe zum ersten Mal.: Maria Weiland (Cityseelsorge Memmingen), Hannes Häntsch (Kempten life – Mitten im Leben), Mechtild Enzinger (Moritzpunkt | Moritzkirche Augsburg), Michaela Wuggazer (Pastorale Grunddienste, Bistum Augsburg (Projektbegleitung)). Tobi Stricker (up! Creative Brand building) übernahm die grafische Gestaltung. Gemeinsam arbeiteten wir unsere Haltung für das Gesprächsangebot heraus:

- ▶ Wir wollen erfahren, was Menschen dazu bringt, ihren Austritt zu erklären oder darüber nachzudenken.
- ▶ Wir wollen aufmerksam sein für unsere eigenen Reaktionen.
- ▶ Wir möchten gut zuhören und den Weg dieser Menschen achten.
- ▶ Wir wollen den Gedanken, sie wiederzugewinnen, bewusst auf die Seite stellen.

Als Kirchenmenschen stellen wir uns zur Verfügung und hören aufmerksam zu.

Aus den drei Stellen der Citypastoral in Augsburg, Kempten und Memmingen kamen schließlich neun Kontaktpersonen zusammen. Sie stellten sich mit Foto und kurzem Text auf www.siesindnichtegal.de vor. Tobi Stricker entwickelte die Homepage, das erste Kartenset und die Plakate. Regelmäßig wurden Erfahrungen ausgetauscht.

Es wurde deutlich, dass es nicht nur um die Menschen geht, die die Kirche verlassen (wollen), sondern in großem Maße auch um die Engagierten. Karten, Plakate und die Website wurden als erfreulich zeitgemäß erlebt. Einige sahen allerdings bei den ersten Karten eine zu depressive Sicht derer, die die Kirche verlassen. „Sieht mich die Kirche so?“, wunderte sich einer. „Ich bin nicht bedürftig oder depressiv. Ich bin voller Selbstvertrauen aus der Kirche ausgetreten! Das passt so für mich.“ Obwohl die Karte nicht der Selbstwahrnehmung entsprach, kam es zu einem Gespräch.

Wir nahmen die Reaktionen auf, entwarfen neue Karten und änderten die Homepage, damit die Vielfalt der Angesprochenen besser zum Ausdruck kommt. Im November 2024 wurde das Projekt bei der Herbstversammlung des Diözesanrates vorgestellt, im Januar 2025 Pfarreien und Orden zu dem Projekt eingeladen. Gemeindeentwicklung, Verbände und Bildungseinrichtungen wurden informiert.

BETEILIGUNG DURCH PFARREIEN

Pfarreien und Einrichtungen können sich unterschiedlich intensiv beteiligen. Das gesetzte Engagement der Citypastoral-Stellen bietet Entlastung. Diese neun Personen stehen nicht nur vor Ort, sondern auch telefonisch oder mit Video-Call zur Verfügung. Das bedeutet, dass alle Pfarreien und Einrichtungen an diesem Projekt teilnehmen können, indem sie einfach auf www.siesindnichtegal.de verweisen. Es gibt verschieden farbige Buttons, um auf der eigenen Homepage einen Link zu setzen. Und es gibt Karten und Plakate. Sie sind nicht nur für Kirchenräume oder kirchliche Einrichtungen gedacht. Ein Plakat (Din-A-4) könnte auch in einer Bäckerei hängen. Die Karten könnten in einem Café ausliegen. Be-

reits die Überlegungen, bei wem man anfragen könnte, führen zu wertvollen Gesprächen und machen bewusst, dass alle Engagierten in unserer Kirche gefragt sind.

Eine Pfarrei bestellte eine hohe Zahl Karten, um sie im Pfarrbrief einzulegen. Wir wollten aber weder die Zeit Ehrenamtlicher beanspruchen, tausende Karten einzulegen, noch zur Altpapiersammlung beitragen. Deshalb entwickelte Tobi Stricker eine Druckvorlage für Pfarrbriefe.

Wenn Pfarreien und Einrichtungen sich mit eigenen Kontaktpersonen beteiligen wollen, erhalten sie von uns eine Einführung und können dann auf der Homepage, nach Orten sortiert, angegeben werden. Für das ganze Projekt gilt, dass wir regelmäßig Erfahrungen einholen, auswerten und Veröffentlichungen anpassen und ergänzen. Unter *Glaubenskommunikation - Pastorale Grunddienste und Sakramentenpastoral* finden Sie auf der Homepage immer die neuesten Informationen zu „nicht egal“ und auch das Angebot einer „Sprachschulung Glauben“, wenn Sie die Sprachfähigkeit im Glauben beleben wollen.

ENDLICH HÖRT JEMAND VON DER KIRCHE ZU

Inzwischen beteiligen sich 40 Pfarreien(-gemeinschaften), zwei Kliniken und zwei Klöster am Projekt. Von Dezember 2024 bis einschließlich Februar 2025 haben circa 1 800 Menschen auf die Homepage zugegriffen. In Einzelfällen kamen Gespräche mit unseren Kontaktpersonen zustande. Für einen rettete die Karte mit der Kontaktmöglichkeit das Weihnachtsfest. Eine andere war berührt, dass eine Bekannte ihr die Karte schickte und ihr endlich jemand „von der Kirche“ zuhörte.

Von Gesprächen, die anhand der Karten zwischen Betroffenen und Angehörigen, Freunden, Arbeitskolleginnen stattfinden, wird immer wieder erzählt. Diese Gespräche sind der große Reichtum der Aktion. Zahlenmäßig erfassen können wir diese nicht. Die Energie ist spürbar, wenn Menschen bei Informationsveranstaltungen anfangen zu überlegen, wen sie mit einer solchen Karte besuchen könnten. Wir sind gespannt, wie es sich weiterentwickelt.

Manche erleben, wie die Wut gärt

In der Kirche Engagierte sehen sich immer öfter kritischen Anfragen ausgesetzt

Es stimmt nicht, dass sich im weltweiten Netz jedwede Information auf einen Klick herbeizaubern lässt. Deshalb haben Beratungsstellen weiterhin hohen Zulauf. Michaela Monno-Linde arbeitet in einer solchen, stark nachgefragten Beratungsstelle: Sie unterstützt pflegende Angehörige im Landkreis Main-Spessart. Das tut sie bei der Caritas. Das Angebot, erzählt sie, wird nicht zuletzt von Menschen angenommen, die der Kirche gegenüber kritisch eingestellt sind. Und kirchliches Engagement infrage stellen.



Michaela Monno-Linde lässt sich durch kritische Kommentare in Bezug auf ihr kirchliches Engagement nicht beirren.

Von Pat Christ

Freie Autorin

Wie kann man nur, meinen die, für die Kirche seine Freizeit opfern. Oder in einer kirchlichen Organisation beruflich tätig sein: „Dass du immer noch bei diesem Laden bist!“ Michaela Monno-Linde hat das schon öfter gehört. Zum Glück, so die 57-Jährige, sei sie nie „direkt angeschossen“ worden. Die Kritik war in der Regel allgemein gehalten. In gewisser Weise sei sie nachvollziehbar, meint die Katholikin, die sich ehrenamtlich in ihrer Pfarrei als Lektorin engagiert. Sie selbst stört einiges an der Kirche: „Vor allem der Machtmissbrauch.“ Aber auch die sexuellen Übergriffe durch Kleriker seien „etwas Fürchterliches“. Die Kirche, meint sie, müsste sich deutlich wandeln.

Angesichts der Tatsache, dass so viel Wut gärt, würden Werbeexperten, fragte man sie, was zu tun sei, vermutlich vorschlagen, dass sich die Institution relaunchen müsste. An eben diesem „Relaunch“ arbeitet Michaela Monno-Linde an der Basis mit. Die Kirche an sich, so die Christin, könne sie nicht retten. Das müsste die Kirche schon selbst besorgen: „Doch es ist möglich, für positive Mikrobewegungen zu sorgen.“ Bestes Beispiel ist für sie das Trauercafé in Lohr, das sie mit ins Leben gerufen hat. Für dieses Engagement erhält sie ausschließlich positives Feedback: „Es wird von vielen Menschen als wohltuend empfunden.“

„WAS HAST DU DAVON?“

„Was hast du denn davon, dass du dich in der Kirche engagierst?“ Das hört

auch Tony Brand hin und wieder. Der 78-Jährige bringt sich in St. Albertus Magnus in Ottobrunn ein. Dort leitet er den Treffpunkt „Aktiv & Kreativ“ für Seniorinnen und Senioren. Auch im Sportverein ist der gelernte Physiotherapeut aktiv. Dort verheimlicht er sein kirchliches Engagement nicht: „Ich hab von vorneherein gesagt, was ich in der Kirche mache, und es gab eigentlich nie Probleme.“

Wird sein Engagement hinterfragt, meist eher verwundert statt aggressiv, antwortet Tony Brand in der Regel: „Würde sich niemand mehr engagieren, dann würde alles niedergehen.“ So sehr auch er den sexuellen Missbrauch durch Kleriker verurteilt, nerven ihn doch zunehmend die Debatten über dieses Thema. Konkret ärgert ihn, dass so getan wird, als würden diese Verbrechen nur in der Kirche verübt. Längst sei bekannt, dass es auch im Sport sexuellen Missbrauch gibt. Und nicht zuletzt in Familien.

AUS FREIEN STÜCKEN

Dass er sich nach Abitur und Bundesfreiwilligendienst 2012 entschied, Sozialpädagogik und nicht etwa Theologie zu studieren, darüber ist Dominik Großmann heute froh. Das macht ihn beruflich von der Institution Kirche unabhängig, sagt der 32-Jährige, der seit Mai 2024 Referent für den in Würzburg 2026 veranstalteten Katholikentag ist. Aus völlig freien Stücken entschied sich Dominik Großmann bisher stets für die Kirche als Arbeitgeber. Vor seiner aktuellen Tätigkeit war er unter anderem hauptberuflich beim Bund der Deutschen Katholischen Jugend (BDKJ) tätig. Neben dem Job engagiert er sich ehrenamtlich für die Jugendumweltstation der Katholischen jungen Gemeinde in der Diözese Würzburg.

Dass die Kirche, auf ihren guten Ruf bedacht, lange nichts zur Aufarbeitung der Missbrauchsskandale tat, findet auch er unfassbar. Inzwischen jedoch geschieht eine Menge. Darauf weist Dominik Großmann hin, wird



Dominik Großmann, Referent für den Katholikentag 2026, zeigt Kritikern von kirchlichen Engagement auf, was die Kirche nach wie vor alles Gutes tut.

er angefragt, wie er sich denn noch bei der Kirche engagieren könne. „Im Bistum Würzburg gibt es inzwischen verpflichtende Präventionsschulungen und es wird konsequent geschaut, dass die auch besucht werden“, verdeutlicht er in Diskussionen. Im Übrigen findet er es nicht schlimm, dass von der Kirche enttäuschte Menschen kritisch fragen: „Auch ich stelle kritische Fragen, etwa, wenn jemand in einem Kohlekraftwerk arbeitet.“

QUALITÄT STATT BANALES

Die insgesamt verhängnisvolle Entwicklung in der Kirche sieht Benedikt Bonelli sehr klar – und er stemmt sich dagegen. Das tut er in erster Linie, indem er auf Qualität in der Kirchenmusik setzt. Was goutiert wird. Selbst Menschen, die keiner Konfession

angehören, nehmen an den von ihm geleiteten Chören teil. Die kirchenmusikalischen Veranstaltungen in St. Lorenz in Kempten sind gut besucht. „Mehr und mehr Leute haben die Banalität dieser Tage satt“, konstatiert Benedikt Bonelli.

Albert Brendle aus Miltenberg ist im Falle, dass er kritisch wegen seines kirchlichen Engagements angefragt wird, bestens gerüstet. Er musste sich, erzählt er, bereits in den Siebzigerjahren in seiner Schulklasse wegen seines Glaubens verteidigen. „Damals war die Hälfte der Klasse links der SPD angesiedelt“, erinnert er sich. Er habe bei seinen Klassenkameraden als „der letzte Fackelträger des bürgerlichen Katholizismus“ gegolten. Grundsätzlich seien kritische Fragen wichtig, sagt der ehemalige Religionslehrer, der sich für den Miltenberger „Martinsladen“, einer freien Tafel, engagiert. Allerdings brauche es Zeit und Raum für einen respektvollen Dialog. Das gehe nicht zwischen Tür und Angel.

Gerade in Bezug auf den von den christlichen Kirchen im Raum Miltenberg getragenen Martinsladen ist Albert Brendle sehr kritisch, gehört der in seinen Augen doch, je eher, desto besser, abgeschafft. Dass es aufgrund massiv gewachsener Armut solche Läden braucht, wirft in seinen Augen ein sehr schlechtes Licht auf die Gesellschaft. Doch solange Arme nicht anders aufgefangen werden, bleibe das Engagement wichtig. Wird

Albert Brendle angefragt, warum er dies denn ausgerechnet im kirchlichen Kontext tut, verweist er auf Matthäus: „Was ihr für einen meiner geringsten Brüder getan habt, das habt ihr mir getan.“

WARUM GLAUBE ICH?

- ▶ „Ich glaube, weil ich in den Glauben hineingeboren bin. Vertieft wurde dieser Glaube in meiner Studienzeit, denn da habe ich unglaublich authentische, tiefgläubige Menschen erlebt“, Benedikt Bonelli, Kirchenmusiker in Kempten
- ▶ „Ich glaube, weil das Leben allen Grenzen und Begrenzungen zum Trotz für mich zustimmungsfähig ist. Ich kann Ja zum Leben sagen, weil es eine höhere Macht gibt, die in Form von Liebe für uns da ist“, Albert Brendle, Religionslehrer im Ruhestand aus Miltenberg
- ▶ „Ich glaube, weil ich damit großgeworden bin. Während meiner Zeit in der KJG bin ich dann mit Seelsorgern in Kontakt gekommen, die mir noch mal einen ganz anderen Zugang zum Glauben und zur Spiritualität eröffnet haben. Das hat meinen Glauben vertieft“, Dominik Großmann, Referent des Katholikentags 2026
- ▶ „Ich könnte mir ein Leben ohne Glauben gar nicht vorstellen. Glaube ist für mich Urvertrauen. Durch meinen Glauben habe ich mich immer getragen gefühlt“, Michaela Monno-Linde, Beraterin für pflegende Angehörige bei der Caritas im Kreis Main-Spessart
- ▶ „Es ist einfacher, mit Glauben zu leben, als ohne. Ohne Glaube wäre ich unglücklich angesichts der Tatsache, dass jeder Mensch sterben muss. Der katholische Glaube gib mir eine Antwort auf die Frage, wie es nach dem Tod weitergeht“, Tony Brand, Ehrenamtlicher in St. Albertus Magnus in Ottobrunn.



FOTOS: PAT CHRIST

Menschen, die sich im kirchlichen Kontext engagieren, werden immer wieder angefragt, warum sie das denn noch tun. In einzelnen Pfarreien wird darauf inzwischen mit Informations- und Gesprächsveranstaltungen reagiert.

Qualifizierungsangebote für pastorale Grundaufgaben aus dem Bistum Passau

„Menschen stärken, damit Glaube vor Ort lebendig bleiben kann“

Viele Frauen und Männer, Kinder und Jugendliche gestalten das christliche Leben in den Pfarrgemeinden – mit hohem Engagement, viel Kompetenz und ohne (finanziellen) Lohn. Das ist seit Jahrzehnten so – auch im Bistum Passau.

Von Anton Cuffari

Diakon, Stabsstelle Qualifizierung Ehrenamtlicher für pastorale Grundaufgaben in den Pastoralen Räumen im Bistum Passau

Mit dem gesellschaftlichen Wandel in unserem Land werden diese engagierten und motivierten Menschen bzgl. ihrer Zugehörigkeit zur katholischen Kirche und ihrem Engagement in zunehmendem Maß kritisch angefragt: „Du bist noch immer in der Kirche und zahlst Kirchensteuer?“, „Glaubst du das über-

haupt, was da in der Kirche gepredigt wird?“, „Mit denen [= die Kirche] will ich nichts mehr zu tun haben. Soviel Missbrauch. Und die Frauen gelten als Menschen 2. Klasse. Da kann man doch als vernünftiger Mensch nicht mehr dabei sein.“

Dazu kommt, dass sich immer mehr Ehrenamtliche um die Zukunft ihrer kirchlichen Heimat, ihren Kirchort, ihre Heimatpfarre Sorgen machen – werden doch die pastoralen Räume immer größer und größer, während die Zahl der hauptamtlichen pastoralen Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter rapide abnimmt.

Und damit fehlen wichtige Ansprechpartner, Unterstützerinnen, Ermutigerinnen und Entdecker vor Ort. Viele Engagierte haben Angst um die Zukunft ihrer Kirche und Gemeinde vor Ort – auch im Bistum Passau, wo zwar keine Pfarreien aufgelöst werden (müssen), aber dennoch die Räume der Seelsorge („Pastorale Räume“) immer größer werden und vor allem kleinere Pfarreien aus dem Blick zu geraten drohen.

Um die zahlreichen ehrenamtlich Engagierten mit ihren Kompetenzen zu stärken, zu ermutigen und zu befähigen, pastorale Grundaufgaben, die Kirche vor Ort wesentlich ausmachen, auszuüben, und ihnen echte Mitgestaltungsmöglichkeiten anzubieten, gibt es im Bistum Passau entsprechende Qualifizierungskurse:

- ▶ Bibelkreise leiten und gestalten
- ▶ Glaubenskreise leiten und gestalten
- ▶ Gottesdienste leiten und gestalten
- ▶ Kinder- und Familiengottesdienste leiten und gestalten
- ▶ Erstkommunionvorbereitung bzw. Firmvorbereitung leiten und gestalten
- ▶ Ministrantinnen und Ministranten betreuen
- ▶ Notfallseelsorge leisten
- ▶ Trauernde begleiten
- ▶ Im Namen der Caritas für Menschen da sein

Diese Kurse werden zum einen in den diözesanen Bildungshäusern sowie in den einzelnen pastoralen Räumen kostenlos angeboten und vermitteln nicht nur nötige Kenntnisse und Fähigkeiten, um eigenständig oder als Team einen wichtigen Dienst im Leben der Kirche vor Ort leisten zu können.

Sprachfähigkeit im Glauben und das Wissen über den eigenen Glauben bilden neben den fachlichen Kompetenzen Schwerpunkte dieser Aus- und Fortbildungen und ermöglichen somit auch persönliches Wachstum. Regelmäßige Angebote der Begleitung und Weiterbildung unterstützen die Männer und Frauen hierbei.

Die Erfahrungen der ersten Monate sind ermutigend, was die Nachfrage von Seiten der Engagierten anbelangt. Die Stimme einer Teilnehmerin des Bibelkreisleiter-Kurses:

„Das Format war toll und frisch Grundlagen auf. Die Zeit beim Essen ist wichtig für den Gruppenkontakt! (...) Mit der Bibel auf Du und Du – mir ist jetzt klar, welche dynamische Entstehungs- und Auseinandersetzungsgeschichte dahintersteckt! Das baut Berührungsängste ab und ich traue mir dynamisch, intuitiv die Bibel als frohe Botschaft ins Leben hineinzulesen! Danke.“



Menschen, die eine niederschwellige Ausbildung im Bereich des Glaubens haben, sind begehrte Gesprächspartner.

an

In neuen Dimensionen denken

Wie den Glauben heute weitergeben?

Glaubensweitergabe zwischen Generationen wird immer weniger. Ein wichtiger Grund ist ein deutlicher Rückgang an Kirchlichkeit und eine gewachsene individuelle Freiheit in unserer Gesellschaft. Die Menschen leben heute unter anderen Bedingungen in Kirche und Welt, als viele Ältere es noch erlebt haben. Das verändert das Glaubensleben.



FOTO: ALEXEI / ADOBE STOCK

Glaubensvermittlung an künftige Generationen nimmt ab, zumindest in Familien. Wenn, dann wird Glaubensleben eher in kleinen Gruppierungen vorgelebt und weitergegeben.

Von Rudi Schmidt

Theologe, Sozialpädagoge und langjähriger pastoraler Mitarbeiter im Bistum Eichstätt

Die Frage, wie der Glaube an junge Menschen weitergegeben werden kann, treibt viele Eltern um. Nicht selten fühlen sie sich schuldig: Was habe ich falsch gemacht? Wenn Kinder gläubiger Eltern nicht mehr zur Kirche gehen, ja aus der Kirche austreten, muss das nicht heißen, dass die Eltern etwas falsch gemacht haben.

Ich bin mir sicher, dass wir die Zukunft von Glaube und Kirche nicht mehr mit volkshkirchlichen Zuständen wie vor 40 oder 50 Jahren vergleichen dürfen. Viele ahnen schon lange, dass die Zukunft in viel kleineren Einheiten gedacht werden muss und jeder einzelne sich bewusst für seinen Glauben zu entscheiden hat.

TRADITIONELLE CHRISTLICHE SINNDEUTUNG BRÖCKELT

Ich selbst habe als kleiner Ministrant vor mehr als 50 Jahren ein intaktes kirchliches Milieu erlebt, in dem viele Vorstellungen und Bräuche von Generation zu Generation fast automatisch weitergegeben wurden. Das schenkte Geborgenheit, wenig wurde angezweifelt oder hinterfragt. Und trotzdem zeigte sich damals schon, wie in der Gesellschaft Wertvorstellungen zu bröckeln begannen und manche Tradition abgebrochen ist.

Bereits damals zeichnete sich ab, dass in der modernen, pluralistischen Welt Kirche und Glaube an Sinndeutung verloren haben. Kirchliche Traditionen wirkten wie bürgerliche Fassaden, wirklich relevant schienen andere Werte: materieller Wohlstand, Karriere, Besitz, Statussymbole und andere Äußerlichkeiten. Religion

wirkte wie das Sahnehäubchen auf einer Torte.

GLAUBE BRAUCHT ERFAHRUNG

Kirchliche Jugendarbeit und Ministrantenzeit haben meinen Glauben geprägt, weniger meine Familie. Ich fand ein Umfeld vor, in dem ich meine Fähigkeiten ausprobieren, in dem ich Selbstbewusstsein entwickeln und wo ich den Glauben als Orientierung entdecken konnte. Damit verbunden waren auch Werte wie die zehn Gebote und eine Moral, die dem Leben dient. Ich weiß heute, was mich innerlich antreibt und wo meine eigenen Quellen liegen. Auf diesem Weg waren Persönlichkeiten ganz wichtig, die mich beeindruckt haben, und viele Erfahrungsräume, zum Beispiel Begegnungen bei Jungentreffen oder Katholikentagen.

Das hat dann bei unseren drei Kindern später schon nicht mehr so funktioniert. Gerne wollten meine Frau und ich unsere christlichen Werte und Erfahrungen weitergeben. Allerdings schafft das die Familie schon lange nicht mehr allein ohne christliches Umfeld mit Gruppen, Lernfeldern oder Persönlichkeiten.

Und heute wachsen unsere Enkel in einem nie gekannten Wohlstand auf, ein Wert, der vielen Zeitgenossen zu genügen scheint, und vor dessen Verlust sich gerade viele fürchten. Christlicher Glaube hat dagegen enorm an Bedeutung verloren, dazu kommt eine Kirche, deren Image durch den sexuellen Missbrauch enorm gelitten hat. In diesem Umfeld ist die Volkskirche wirklich am Ende. Eine neue Dimension. Glaubensweitergabe bleibt nur noch auf kleine Gruppen beschränkt.

Meinen Enkeln will ich meine Glaubenserfahrung vermitteln. Ich will bereit sein, wenn ich nach meiner Hoffnung gefragt werde, die mich erfüllt. (1Petr 3,15)

Unterwegs mit einem Glauben, der trägt

Weiterglauben

Viele Menschen kommen irgendwann in ihrem Leben an den Punkt, an dem ihr Glaube in einer Krise steckt. Sei es, weil sie zweifeln oder aber sich institutionell nicht mehr zugehörig fühlen. Zwei Stimmen dazu, welches Ringen hinter dieser Frage steckt und was Menschen dazu bewegen kann, dennoch weiter zu glauben.

Von Sarah Weiß

Freie Autorin

Erste Zweifel an der Institution Kirche hatte Sabine Weiß schon in der Grundschule. Römisch-katholisch getauft, glaubt sie an den lieben Gott und besucht den Religionsunterricht, doch es stößt ihr auf, dass der unterrichtende Pfarrer einen klaren Unterschied zwischen katholischen und sehr spärlich vorhandenen evangelischen Schülerinnen und Schüler macht. Dann beginnt der Kommunionunterricht, an dem sie vor allem die Beichte befremdet, weil sie in ih-

ren Augen nie etwas getan hat, das tatsächlich beichtwürdig gewesen wäre. „Natürlich habe ich die Eltern mal angeschwindelt, was im Familienleben ganz normal ist. Das sehe ich nicht als Sünde. Also musste ich mich jedes Mal vorbereiten, damit ich dem Pfarrer irgendwas sagen konnte.“ Der Sinn erschließt sich ihr bis heute nicht.

BIBEL AUSLEGUNG ALS GRUNDLAGE DES GLAUBENS

Martin Benz kennt das Ringen mit diesen Fragen aus eigener Erfahrung. Der Theologe, Autor und Podcaster hat nach einem sehr konservativen Theologiestudium und starker Verwurzelung im evangelikalen Milieu für sich in den vergangenen 15 Jahren eine geistliche Weiterentwicklung vollzogen und unterstützt heute Menschen dabei, einen für sie passenden Glauben zu entwickeln. „Glaube beginnt oftmals sehr pragmatisch und naiv. Da gibt es eine erste, relativ unreflektierte und sehr praktische Leidenschaft. Da übernehme ich bestimmte Rituale von anderen, aber was ich genau glaube, ist oftmals noch gar nicht definiert. Und im Laufe der Zeit höre ich dann Predigten, lese Bücher, die Bibel und all das führt dazu, dass sich ein bestimmter Glaube herausbildet.“ Dieser Glaube sei zunächst einmal ein Glaubenssystem, in das man hineinwachse, mit eigenen Betonungen, Strukturen und Inhalten. „Wenn Leute das verstehen, merken sie: Aha, dieser Glaube ist ja gar keine heilige Kuh, die ich nicht antasten darf, sondern einfach nur ein System, aber es gibt auch ganz andere Systeme und das ist oft eine Befreiung.“



FOTO: PRIVAT

Die Kirche hat ein großartiges Angebot, so Martin Benz, Podcaster. Nur muss sie wieder als Ort wahrgenommen werden, an dem die Seele berührt werde.

So geht es auch Sabine Weiß. Bereits zu diesem Zeitpunkt liebäugelt sie mit der evangelischen Kirche, weil sie mit der Institution Katholische Kirche und dem Kirchgang nicht viel anfangen kann. „Ich bin in die Kirche gegangen, wenn jemand beerdigt worden ist oder geheiratet hat, aber Kirche war für mich in meinem normalen Leben keine Anlaufstelle. Wie da die Bibel ausgelegt wird, ist nicht die Grundlage für meinen Glauben.“

Gegen alle Widerstände zu seinem persönlichen Glauben zu stehen erfordert Mut, Sprachfähigkeit, Glaubenswissen und im Zweifelsfall Unterstützungsangebote. Solche Unterstützungsangebote bietet Martin Benz. „Mein Ansatz ist: Glaube darf sich weiterentwickeln, er darf durch Häutungen gehen. Ich gebrauche da das Bild von einem Umzug und stelle mir die gleichen drei Fragen: Was nehme ich mit, was entsorge ich und was muss ich mir neu aneignen?“ Übertragen auf den Glauben heißt das für ihn: Was an meinem Glauben ist wertvoll, tragfähig, klug? Was hat sich nicht bewährt, war krankmachend, hat vergiftet, viele Ängste mit sich gebracht? Was hat in eine Enge hineingeführt, in eine richtende Härte? Und schließlich: Was muss ich mir neu anschaffen?

„Bestimmte Dinge waren vorher verschlossen für mich, weil sie in meinen Kreisen tabuisiert waren, und da mache ich jetzt ganz tolle Neuentdeckungen und sehe einen großen Reichtum, der mir vorher verschlossen war.“ So bekomme der Glaube wieder eine Relevanz und Tragfähigkeit, sei wieder anknüpfungsfähig für das eigene Leben.

SICH KIRCHE NICHT WEGNEHMEN LASSEN

Sabine Weiß hat für ihren persönlichen Glauben in der katholischen Kirche dauerhaft kein Zuhause mehr gesehen. Auszutreten kam für sie trotzdem lange nicht in Frage. Zu sehr hing sie an dem Band, das ihre Eltern für sie durch die Taufe geknüpft hatten. Außerdem sehnte sie sich trotz allem nach konfessioneller Zugehörigkeit, nach einer Gemeinschaft. Der finale Bruch mit der katholischen Kirche kam aber erst im Jahr 2000, als innerhalb kürzester Zeit zwei Pfarrer vom Dienst

suspendiert worden waren, weil sie am ökumenischen Abendmahl teilgenommen hatten. „Da habe ich für mich beschlossen, dass das mit meiner Lebenseinstellung auf keinen Fall zu vereinbaren ist und dass ich jetzt austrete.“

Für diese Entscheidung hat Martin Benz viel Verständnis, weil er findet, dass sich alle Kirchen mit Missbrauchsfällen und Verschleierung viel zu Schulden kommen haben lassen. „Und trotzdem würde ich sagen: Ich lass mir doch nicht von diesen Leuten die Kirche wegnehmen! Kirche geht besser und ich möchte einer von denen sein, die dazu einladen, es besser zu machen und andere können sich dann anschließen. Ich hoffe, dass die wieder den Zugang finden, und dazu möchte ich beitragen.“

Sabine Weiß hat ihr Weg schließlich in die evangelische Gemeinde Hohenlinden geführt, an die sie bereits lose über ihren Mann angebunden war. Ein in ihren Augen „Ausnahmepfarrer im besten Sinne“ und die gute Gemeinschaft dort haben sie mit offenen Armen empfangen. Bis heute fühlt sie sich gut aufgehoben. Martin Benz freut sich über Wege wie ihren, weil enttäuschte Erwartungen viel

zu häufig in Zynismus und Unglaube münden, was die Menschen unglücklich mache. „So wie Essen die Grundlage unseres körperlichen Lebens ist, so ist das Spirituelle die Grundlage unseres Seelenlebens. Menschen suchen die Nahrung, die ihnen guttut. Und wenn mir die kirchliche Nahrung nicht guttut, suche ich meine Nahrung eben woanders, oder?“

Besonders tragisch findet er, dass die Kirchenmitgliedschaftsuntersuchung der evangelischen Kirche vergangenes Jahr gezeigt habe, dass Spiritualität im Allgemeinen im Niedergang begriffen sei – nicht nur die kirchliche, sondern Spiritualität im Allgemeinen. „Was wir gerade erleben, ist im übertragenen Sinn, dass die Leute anfangen zu fasten, sie essen gar nicht mehr. Das heißt, wir haben Menschen, die seelisch verhungern, weil sie keine spirituelle Nahrung mehr zu sich nehmen.“

Für Martin Benz sind wir in der Konsequenz reine Materialistinnen und Materialisten, kümmern uns umso mehr um unseren Körper, mit Sport, Fitness, Health Science, Nahrungsergänzungsmitteln. „Wir haben eine Gesellschaft, die seelisch verkümmert und darum sind wir zu so

wenig Empathie, Mitgefühl und seelischen Kompetenzen fähig. Das ist eine Tragödie! Da ist die Kirche mit dran schuld, aber nicht allein.“

SEELISCH NICHT VERHUNGERN

Die Kirche sieht er jetzt allerdings in der Verantwortung, wieder deutlich zu machen, was sie für ein großartiges spirituelles Angebot hat. Und dabei müsse sie vor allem wegkommen von intellektuellen Angeboten. Lehre sei zwar wichtig, aber Kirche müsse vor allem wieder der Ort werden, wo die Seele berührt werde. „Sie muss der barmherzigste Ort der Welt sein. Das darf niemand besser können als wir. Wo Menschen mit der Kirche in Berührung kommen, müssen sie Nahbarkeit spüren, Interesse spüren. Menschen, die total liebevoll sind, zugewandt.“ Diese Erfahrung sei so viel kostbarer als das, was ein philosophisches System zu bieten habe. „Da muss sich nochmal was verändern, das ist oftmals nicht der Fall. Sie kann unglaublich hartherzig sein mit denen, die nicht ins System passen. Da wird die Barmherzigkeit geopfert auf dem Altar der Korrektheit. Das finde ich ganz tragisch.“



FOTO: ANDRAZ LAZIC AUF UNSPLASH

Spiritualität ist individuell, daher braucht es stark personalisierte Angebote, sonst entsteht Langeweile.



FOTO: PRIVAT

Von Richard Kick

Sprecher des unabhängigen Betroffenenbeirats in der Erzdiözese München und Freising

Mein Name ist Richard Kick. Mein Alter ist 68 Jahre. Ich wurde als Ministrant von meinem achten bis zu meinem zwölften Lebensjahr vom damaligen Kaplan meiner Heimatgemeinde schwer sexuell missbraucht.

Die Folgen daraus waren für mein Leben prägend: Ich brach in der 10. Klasse das Gymnasium ab, habe kein Studium, keine Berufsausbildung oder Ähnliches. Ab dem 18. Lebensjahr begann eine 15 Jahre andauernde, exzessive Alkohol- und Tablettenabhängigkeit. Mein zum damaligen Zeitpunkt in meiner Wahrnehmung aussichtsloses Leben beenden zu müssen, hatte sich in meinem Kopf manifestiert. Ein in jüngster Vergangenheit erstelltes psychiatrisches Gutachten hat bestätigt, dass ich seit dem 14. Lebensjahr zu 80 Prozent erwerbsgemindert bin. Ursache dafür: schwerer sexueller Missbrauch in der Kindheit mit anhaltender posttraumatischen Belastungsstörung.

Die Liebe, Präsenz und Stabilität meiner Frau – ich bin seit meinem 23. Lebensjahr verheiratet – war und ist ein unglaubliches Geschenk. Wir haben uns kirchlich trauen lassen, da zu diesem Zeitpunkt bereits der Missbrauch, die Schande und Scham über das Erlebte tief in meinem Körper als Trauma versteckt und nicht mehr für mich erinnerbar beziehungsweise greifbar waren.

Mein Leben war ein „Hinfallen und wieder Aufstehen“. Immer wieder habe ich Hilfe gefunden, durch Therapien konnte ich Resilienz erlangen, mein Drang zu leben wurde immer größer. Plötzlich war wieder Raum, um zu Glauben, zu Hoffen und Zuversicht zu gelangen.

...meinen Glauben hatte ich nie verloren!

Richard Kick

Unser wunderbarer Sohn – heute 31 Jahre alt – kam in mein/unser Leben. Wie schön ist es, seine lebensfrohe Entwicklung, seine Fröhlichkeit, sein Selbstbewusstsein und seinen beruflichen Erfolg zu erleben, ohne Missbrauch in seiner Kindheit.

Ein erneuter, heftiger Tiefschlag erfolgte jedoch nach meiner Meldung über das Verbrechen an mir als Kind an das Erzbischöfliche Ordinariat im Jahr 2010. Kardinal Reinhard Marx lud mich zum persönlichen Gespräch ein und beteuerte: ...man würde alles tun, um mir zu helfen. Es erfolgte nichts – gar nichts!

Im Januar 2021 las ich durch Zufall, dass man Betroffene für einen Beirat suchen würde. Im April 2021 begann ich meine ehrenamtliche Tätigkeit als Sprecher des Betroffenenbeirats in der Erzdiözese München und Freising. Nach der Veröffentlichung des Gutachtens 2022 bin ich mit Klarnamen und Gesicht – mit Einverständnis meiner Familie – an die Öffentlichkeit getreten.

Seither ist viel passiert. Allen voran für Betroffene, aber auch für Kirche, für Gläubige und die Gesellschaft. Forderungen von uns an die Kirchenführung wurden umgesetzt und wir sind voll gegenseitigem Respekt zusammengewachsen. Wir haben durch unsere Radfahrt nach Rom zu Papst Franziskus und die mediale Berichterstattung dazu Millionen von Menschen weltweit erreicht und für das Thema des sexuellen Missbrauchs an Kindern sensibilisiert.

Am 9. April 2025 übergaben wir an den Bayerischen Landtag unsere Petition: „Missbrauch an Kindern und Jugendlichen entschlossen entgegnet“.

Gott sei Dank – wir schreiten voran!

Das neue Präsidium

Neuwahlen im Landeskomitee

Frischer Wind im Landeskomitee der Katholiken in Bayern: Vier engagierte Christinnen und Christen aus ganz Bayern bilden das neue Präsidium. Was sie eint, ist der Wille, Kirche in Gesellschaft und Politik wirksam zu vertreten. *Gemeinde creativ* stellt sie vor – mit Steckbriefen, Visionen und viel Engagement für eine Kirche mit Haltung.

Von Hannes Bräutigam

Redaktionsleiter



CHRISTIAN GÄRTNER

Jahrgang: 1966

Wohnort: Oberasbach
(Erzbistum Bamberg)

Familienstand: Verheiratet,
drei Kinder

Beruf: Marktforscher

Funktion: Vorsitzender des Diözesanrats Eichstätt
Christian Gärtner bringt langjährige Erfahrung aus der kirchlichen Gremienarbeit mit. Als Vorsitzender des Diözesanrats im Bistum Eichstätt liegt ihm besonders daran, Laien eine starke Stimme in Kirche und Gesellschaft zu geben. Er versteht das Landeskomitee als lebendiges Netzwerk, das die Anliegen engagierter Gläubiger sichtbar macht:

„Wir Christinnen und Christen sind aufgerufen, Verantwortung zu übernehmen. Ich will das Landeskomitee zu einem Ort machen, an dem Ideen wachsen – für Gerechtigkeit, Frieden und den Schutz der Schöpfung.“



KATHARINA VOGT

Jahrgang: 1983

Wohnort: München
(Erzbistum München und Freising)

Familienstand: Ledig

Beruf: Bereichsleiterin im Firmenkundengeschäft einer Großbank

Funktion: Vorstandsmitglied im Diözesanrat München und Freising
Katharina Vogt verbindet kirchliches Ehrenamt mit unternehmerischem Denken. In der Rätearbeit engagiert sie sich für tragfähige Strukturen und nachhaltige Prozesse. Sie setzt auf Kooperation, Vernetzung und professionelle Kommunikation:

„Gerade wenn Ressourcen knapp werden, ist es wichtig, gemeinsam zu denken und zu handeln. Das Landeskomitee bietet eine Bühne für die Vielfalt der katholischen Initiativen in Bayern – und soll deren Potenzial sichtbar machen.“



MICHAEL WOLF

Jahrgang: 1960

Wohnort: Hösbach
(Diözese Würzburg)

Familienstand: Verheiratet
Beruf: Director Marketing & Sales

Funktion: Vorsitzender des Diözesanrats Würzburg
Michael Wolf bringt Managementenerfahrung, strategisches Denken und tiefes kirchliches Engagement in das Präsidium ein. Er will die Kräfte bündeln und die Arbeit des Landeskomitees stärker auf gemeinsame Zielsetzungen ausrichten. „Ich sehe uns in der Verantwortung, die Ergebnisse des Synodalen Wegs weiterzutragen. Dafür brauchen wir einen klaren Kurs und die Bereitschaft, als katholische Laien offensiv Position zu beziehen.“



SILVIA WALLNER-MOOSREINER

Jahrgang: 1962

Wohnort: Unterschleißheim
(Erzbistum München und Freising)

Familienstand: Geschieden

Beruf: Landesgeschäftsführerin des SkF Bayern

Funktion: Vertreterin eines großen Frauen- und Fachverbandes

Als Landesgeschäftsführerin des Sozialdienstes katholischer Frauen kennt Silvia Wallner-Moosreiner die Realität vieler Menschen, die gesellschaftlich benachteiligt sind. Sie steht für konkrete Hilfe und politische Einflussnahme. Im Landeskomitee will sie insbesondere frauenpolitische und sozioethische Fragestellungen einbringen.

„Viele unserer Themen – Altersarmut, Gewaltschutz, Straffälligenhilfe – sind unbequem, aber notwendig. Ich will, dass wir diese Themen nicht nur aufgreifen, sondern auch mutig vertreten.“

FOTOS: DANIEL KÖBERLE

Interview mit dem neuen Vorsitzenden

„Keine Zuschauer, sondern Mitgehende!“

Christian Gärtner ist der neue Vorsitzende des Landeskommitees der Katholiken in Bayern. Der 59-jährige Marktforscher aus Oberasbach im Erzbistum Bamberg bringt nicht nur langjährige Erfahrung als Vorsitzender des Diözesanrats Eichstätt mit, sondern auch ein klares Ziel: das Landeskomitee als starke Plattform für engagierte Katholikinnen und Katholiken weiterzuentwickeln. Im Interview mit *Gemeinde creativ* spricht er über Synodalität, gesellschaftliche Verantwortung – und darüber, warum Laien künftig nicht nur mitreden, sondern auch mitentscheiden sollten.

Von Hannes Bräutigam

Redaktionsleiter

Gemeinde creativ: *Herr Gärtner, herzlichen Glückwunsch zur Wahl. Was ging Ihnen durch den Kopf, als das Wahlergebnis feststand?*

Christian Gärtner: Zunächst war da natürlich Freude – auch wenn es nach der positiven Resonanz im Vorfeld nicht ganz überraschend war. Dass das Ergebnis dann mit nur zwei Gegenstimmen so deutlich ausfiel, hat mich sehr gefreut. Aber natürlich mischt sich da auch ein gewisser Respekt vor der Aufgabe hinein: Ich weiß um die Verantwortung, die dieses Amt mit sich bringt. Vor allem aber habe ich mich gefreut – und die Freude ist für mich eine entscheidende Motivation für jedes Ehrenamt. Das war schon immer so bei mir: Ich engagiere mich, weil ich Freude daran habe, mich an diesem Ort und für diese Kirche einzubringen.

Ihre Vorgänger waren parteipolitisch engagiert – Sie sind parteilos. Welche Chancen sehen Sie darin für Ihr Amt?

Ich empfinde das als Vorteil. Die Unabhängigkeit von parteipolitischen Bindungen ermöglicht einen neutraleren, vielleicht auch versöhnlicheren Blick auf gesellschaftliche Debatten. Gerade in aufgeheizten politischen Zeiten tut es gut, nicht sofort in einem Lager verortet zu werden. Ich glaube, ich bin vermutlich nicht der erste Vorsitzende des Landeskomi-

tees ohne Parteibuch – das öffnet vielleicht gerade heute neue Spielräume.

Wo sehen Sie die dringendsten Aufgaben für das Landeskomitee – und was möchten Sie konkret anpacken?

Zwei Stoßrichtungen sind mir wichtig: Zum einen müssen wir als Laien stärker in der Gesellschaft sichtbar werden – als Stimme für soziale Gerechtigkeit, Frieden und Bewahrung der Schöpfung. Zum anderen geht es um die Zukunftsfähigkeit unserer Kirche. Synodalität ist da das Stichwort: Wir brauchen eine Kirche, in der Gläubige mitreden – und mitentscheiden. Es ist doch so: Kirche wird meist über Bischöfe wahrgenommen. Dabei haben auch wir Laien eine Botschaft – und wir haben etwas zu sagen.

Sie stehen mitten im Berufsleben. Wie bringen Sie das mit dem Ehrenamt als Vorsitzender zusammen?

Das ist natürlich eine Herausforderung, aber ich halte es für elementar, dass Ehrenamt mit Beruf und Familie vereinbar bleibt. Ich habe das mit meiner Familie besprochen und nutze, wie viele heute, auch die Möglichkeiten des Homeoffice. Aber: Ehrenamt darf kein exklusives Privileg für Menschen mit viel Freizeit sein. Wir müssen Strukturen schaffen, die Engagement ermöglichen – das gilt auf allen Ebenen. Ich finde, das ist sogar eine zentrale Aufgabe aller hauptamtlich in der Kirche Tätigen: das

Engagement der Ehrenamtlichen zu ermöglichen. Gemeindeleben funktioniert da gut, wo Pfarrer oder pastorale Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter Ehrenamtliche wirklich ernst nehmen.

Was ist Ihre Vision einer synodalen Kirche auf bayerischer Ebene?

Eine Kirche, in der strategische Entscheidungen – also etwa zur Zukunft von Strukturen oder Finanzen – gemeinsam getroffen werden. Nicht nur Anhörung, sondern Mitentscheidung. Und dafür brauchen wir keine neuen Gremien. Die Strukturen existieren bereits: Pfarrgemeinderäte, Diözesanräte, das Landeskomitee. Wir müssen sie ernst nehmen und mit Kompetenzen ausstatten. Es geht nicht um endlose Diskussionen. Am Ende braucht es auch Mehrheitsentscheidungen. Aber vorher braucht es Dialog. Das ist für mich Synodalität: im Gespräch bleiben, aufeinander hören und versuchen, einen möglichst breiten Konsens zu erzielen.

Im Bistum Eichstätt stehen Sie für einen konstruktiv-kritischen Dialog mit der Bistumsleitung. Was kann der „Eichstätter Weg“ für ganz Bayern bedeuten?

Wir sind nicht die organisierte Opposition in der Kirche. Wir sind Gläubige, die sich bewusst engagieren – idealerweise mit den Bischöfen, nicht gegen sie. Ich wünsche mir auf allen Ebenen einen ehrlichen, respektvollen Dialog. Der gelingt, wenn alle Beteiligten bereit sind, aufeinander zu hören, – und sich auch in ihrer gemeinsamen Verantwortung für die Zukunft der Kirche gegenseitig ernst nehmen. Wer mitgestalten will, muss sich nicht über alles empören, sondern Verantwortung übernehmen. Ich verstehe das organisierte Laienapostolat nicht als Opposition, sondern als aktive Mitgestaltung der Kirche – zusammen mit den Bischöfen, Priestern und allen hauptamtlich in der Kirche Tätigen.

Was muss sich in der Kommunikation zwischen Kirchenleitung und Laien ändern?

Die Basis ist vorhanden, viele Gespräche finden statt. Aber ich wünsche mir mehr strukturierte Beteiligung – nicht nur Information, sondern Teilhabe an Entscheidungen. Das stärkt das Vertrauen und die Identifikation mit den getroffenen Maßnahmen – auch wenn sie schmerzhaft sind. Transparenz ist die erste Voraussetzung. Nur wer versteht, was passiert, kann mitgehen – oder auch kritisch mitdiskutieren.

Mehr Mitverantwortung bedeutet auch mehr Mitverpflichtung. Wie wollen Sie Gläubige dafür gewinnen, sich aktiv einzubringen – auch wenn es unbequem wird?

Wir erleben gerade einen tiefgreifenden Wandel: weg von einer Volkskirche mit selbstverständlicher Zugehörigkeit, hin zu einer Kirche, die

auf bewusste Entscheidungen ihrer Mitglieder angewiesen ist. Wer mitgestalten will, muss auch Verantwortung übernehmen. Das heißt: nicht nur kommentieren, sondern sich engagieren – trotz aller Widrigkeiten. Wer nichts tut, macht den grundlegenden Fehler, dass er gestaltet wird – und nicht mitgestaltet. Es reicht nicht, nur daneben zu stehen und sich später zu ärgern.

Der Rückgang der Kirchensteuereinnahmen zwingt viele Bistümer zum Sparen. Welche Rolle kann das Landeskomitee dabei spielen?

Zunächst braucht es volle Transparenz. Nur wenn offen gelegt wird, was zur Debatte steht, können Laien fundiert mitentscheiden. Ich plädiere sehr dafür, Betroffene vor Ort in die Prozesse einzubeziehen – sei es bei Immobilienfragen oder strukturellen Umbrüchen. Das ist anstrengend, aber notwendig. Gerade wenn

Hauptamtliche weniger werden, ist es umso wichtiger, das Ehrenamt zu stärken. Ich sage mal hoffnungsfroh: Es ist jetzt die Stunde des Ehrenamts in der katholischen Kirche.

Wenn Sie auf Ihre Amtszeit in ein paar Jahren zurückblicken – was möchten Sie dann sagen können?

Zunächst: Ich bin kein Einzelkämpfer. Wir sind ein starkes Team im Präsidium – und Teil eines Netzwerks engagierter Katholikinnen und Katholiken in ganz Bayern. Ich hoffe, dass wir in vier Jahren sagen können: Das Landeskomitee ist ein sichtbarer Akteur in Kirche und Gesellschaft. Und dass wir als Kirche ein gutes Stück weiter auf dem Weg zu echter Synodalität gekommen sind – gemeinsam, verlässlich, im Geist des Evangeliums. Ich wünsche mir, dass man dann spürt: Diese Kirche ist in Bewegung – und wir sind dabei nicht Zuschauer, sondern Mitgehende.



FOTO: DANIEL KÖBERLE

Christian Gärtner,

Jahrgang 1966, ist verheiratet und Vater von drei Kindern. Er lebt in Oberasbach im Erzbistum Bamberg und arbeitet als Marktforscher. Seit vielen Jahren engagiert er sich kirchlich, unter anderem als Vorsitzender des Diözesanrats Eichstätt. Als neuer Vorsitzender des Landeskomitees der Katholiken in Bayern möchte er engagierten Gläubigen eine hörbare Stimme geben – in Kirche, Politik und Gesellschaft. Gerechtigkeit, Frieden, Bewahrung der Schöpfung und demokratische Teilhabe stehen für ihn im Mittelpunkt.



Begeistert sein

Kirchliches Engagement hat viele Gesichter

Hermann Sollfrank (60 Jahre) ist seit 2021 als Caritasdirektor beim Caritasverband München und Freising und in dieser Funktion ebenfalls seit 2021 beim Landeskomitee der Katholiken in Bayern als berufenes Mitglied tätig. Hermann Sollfrank liegt besonders ein solidarisches Miteinander am Herzen.

Was hat Sie in Ihrer Jugend inspiriert, sich für soziale oder kirchliche Themen zu engagieren?

Mein Engagement begann klassisch als Ministrant, doch entscheidend geprägt haben mich Begegnungen – besonders mit einer Armen Schulschwester im Firmunterricht. Sie verband Glauben mit unseren Lebensfragen und zeigte, wie der Heilige Geist wirken kann. Meine Firmmappe habe ich bis heute.

In der Jugendverbandsarbeit lernte ich, Glauben mit Verantwortung zu verknüpfen – durch Gruppenstunden, kirchliche Feste oder politisches Engagement.

Tiefgreifende Erfahrungen machte ich im Zivildienst bei der Caritas: im Fahrdienst, in der Lernhilfe für benachteiligte Kinder und in der Alten- und Behindertenhilfe. Das lehrte

mich, dass kirchliches Engagement weit über den Gottesdienst hinausgeht – es bedeutet, Verantwortung in der Gesellschaft zu übernehmen.

Gab es Begegnungen oder Erlebnisse, die Sie besonders geprägt haben?

Ja, viele Menschen haben mich zur richtigen Zeit inspiriert, beraten oder auch herausgefordert. Ein besonderer Moment war die Ermutigung meines Berufsschullehrers, das Abitur nachzuholen – eine Entscheidung, die meinen Weg nachhaltig beeinflusste.

Auch persönliche Erfahrungen mit Not und Krankheit haben meinen Blick geschärft. Wer materielle Unsicherheit kennt oder die Angst vor Arbeitsplatzverlust erlebt, weiß, wie essenziell soziale Sicherheit ist.

Zugleich empfinde ich es als großes Privileg, mit engagierten Menschen

zu arbeiten. Ihr Einsatz und ihre Überzeugung sind eine stete Quelle der Inspiration und Motivation für mein eigenes Handeln.

Welche Werte leiten Sie in Ihrem Leben?

Ich bin ‚hungrig aus dem Studium gegangen‘ – nach Wissen und Wegen, um Herausforderungen zu bewältigen und Veränderung zu bewirken. Diese Neugier treibt mich bis heute an. Gleichzeitig gibt mir mein Glaube Halt. Er ist keine einfache Antwort auf komplexe Fragen, sondern eine Quelle von Zuversicht und Orientierung – besonders in Zeiten der Unsicherheit.

Welche Werte möchten Sie Ihren Enkeln mitgeben?

Gerechtigkeit, Glaube, Hoffnung und Liebe sind für mich keine abstrakten Prinzipien, sondern Leitlinien für ein verantwortungsbewusstes Leben. Gerechtigkeit bedeutet, für andere einzustehen. Der Glaube kann eine Kraftquelle sein, die Hoffnung ein Anker in schwierigen Zeiten, und die Liebe – verstanden als echte Zuwendung – das Fundament eines erfüllten Lebens.

Ebenso wünsche ich meinen Enkeln Vertrauen in ihre eigene Stärke. Jeder Mensch hat Begabungen, die es zu entdecken gilt.

Was wünschen Sie sich für die kommenden Generationen in Bezug auf gesellschaftliches und kirchliches Engagement?

Vielleicht sollten wir die Frage umdrehen: Was erwartet die nächste Generation von uns? Welche Verantwortung tragen wir, um ihr eine lebenswerte Zukunft zu ermöglichen?

Unsere Aufgabe ist es, eine gerechte, demokratische Gesellschaft mitzugestalten. Junge Menschen brauchen keine fertigen Antworten, sondern Räume, in denen sie Verantwortung übernehmen können.

Auch die Kirche steht vor Veränderungen. Doch statt sie zu beklagen, sollten wir neue Orte kirchlichen Lebens entdecken. Kirche ist mehr als eine Institution – sie lebt dort, wo Menschen aus ihrem Glauben heraus für andere da sind. Ich wünsche mir, dass die kommenden Generationen diesen Gestaltungswillen bewahren – für eine Gesellschaft, die auf Solidarität baut, und für eine Kirche, die den Menschen nahe bleibt.

Raus mit der Sprache

Warum tun wir uns oft so schwer mit der Wahrheit?

Von Diana Schmid

Freie Autorin

Mit dem Weitergeben vom Evangelium kann das so eine Sache sein. Viele Christen tun sich schwer, sprachfähig zu sein. Den Mund aufzumachen. Andere Menschen für Jesus Christus zu gewinnen. Klar, Evangelisieren ist nicht jedermanns Sache. Doch als Christen sollen wir Salz und Licht sein, der Welt da draußen etwas Geschmack und ein Strahlen, einen Abglanz schenken. Menschenfischer als Mission – so steht es geschrieben. Hoffentlich auch in unseren Herzen. Nur dann kann unser Mund übergehen von dem, was in unserem Herzen als Liebe für Jesus brennt. Neben diesem Feuer brauchen wir trotzdem noch Mut – zum Überwinden. Schließlich haben wir etwas Wichtiges zu übermitteln, wollen die richtigen Worte wählen. Hierum dürfen wir beten. Außerdem brauchen wir nicht perfekt zu sein. Sonst würde das nie etwas werden, wir könnten unsere Glaubens-PS nie auf die Straße bringen. Doch die Menschen haben es verdient, dass sie vom Evangelium erfahren. Nehmen wir uns deshalb ein Herz und fassen wir Mut.

Was hilft uns hier? Genau, wenn wir selbst wissen, was Sache ist – wenn wir uns auskennen in der Bibel ganz allgemein und in den Evangelien im Besonderen! Dafür ist es wiederum wichtig, dass wir regelmäßig in der Bibel lesen, dass wir die Bibel gründlich erforschen und verstehen. Ja, und wenn wir dann noch Freude daran haben, aus der Bibel und von Jesus Christus weiterzusagen, wird das zum Selbstläufer. Wir dürfen zum Segen für andere Menschen werden. Es kommt noch besser: Indem wir vom Glauben weitersagen, dürfen wir zudem auf die Kraft des Heiligen Geistes bauen. Sollten uns die Worte fehlen, leitet uns der Heilige Geist und spricht durch uns. Was also sollte uns Schlimmes passieren? Komisch brauchen wir uns auch nicht vorzukommen, denn es steht geschrieben, dass wir uns des Evangeliums nicht schämen sollen; dass das Evangelium vielmehr eine Kraft Gottes ist – denen zur Rettung, die da glauben.

Mal eben rekapitulieren: Sind wir sprachfähig geworden? Haben uns unsere Kirchen, Gemeinden, Pfarreien dahingehend mündig gemacht, dass wir als Christen wissen, um was es geht? Wir nennen uns Christen.

Sind wir es auch? Folgen wir Christus nach? Das sollten wir als Christen. Und wir sollten sprachfähig sein, damit wir darüber sprechen, davon weitersagen können. Lieber keinen Etikettenschwindel betreiben. Innen und außen kongruent sein – das ist es! Haben wir verinnerlicht, dass wir Christen sind? Bedeutet uns das etwas? Leben wir danach? Sieht man von außen her, dass wir Christen sind? Dass uns das was bedeutet? Dass wir entsprechend leben? Hier muss ein Vergleich her. Nehmen wir mal ein Produkt, das in der Werbung gezeigt wird. Ein solches befinden wir nur dann für „echt“, wenn es hält, was es verspricht. Der Inhalt muss einlösen, was die Verpackung verheißt. Deshalb lieber kein falscher Jakob sein. Sondern ein inbrünstiger Jesusnachfolger, jeder auf seine Art. Die Grundlage ist für alle gleich, das sind die Worte, die Werte, die Weisungen der Bibel. Es ist die Wahrheit. Wo also die Wahrheit zu vermuten ist, sprich bei uns Christen, sollte die Wahrheit zu finden sein. Sichtbar wird diese, wenn wir sie erkennen lassen, wenn wir sie beim Namen nennen, wenn wir sprachfähig geworden sind. Sind wir das?



FOTO: ALEXANDRA HOFSTÄTTER

Magazin für engagierte Katholiken – alle zwei Monate

- Informationen für die Mitglieder der Pfarrgemeinderäte, Kirchenverwaltungen und katholischen Verbände
- Anregungen und Hilfen für die praktische Arbeit in der Pfarrgemeinde
- Hintergrundinformationen, Kommentare und Interviews zu gesellschaftlichen und kirchlichen Entwicklungen
- Geistliche Begleitung quer durch das Kirchenjahr

Herausgegeben vom *Landeskomitee der Katholiken in Bayern*

www.gemeinde-creativ.de

